

# Das Waldviertel

Blätter für Heimat- und Volkskunde des niederösterreichischen Waldviertels.

In Verbindung mit dem Verein für Landeskunde und Heimatschutz von Niederösterreich und Wien und Oesterreichischen Burgenverein / Oeffentliches Organ des Stadt-Museums Drosendorf, der Krahulek-Gesellschaft Eggenburg, der Heimatmuseen in Gmünd, Horn, Krems, Langenlois, Raabs a. d. Thaya, Spitz a. d. Donau, Waidhofen a. d. Thaya und des Museums der Stadt Zwettl.

Erscheint sechswöchentlich. Erscheinungstage: 15. Jänner, 1. März, 15. April, 1. Juni, 15. Juli, 1. September, 15. Oktober, 1. Dezember l. J.

Schriftleitung, Verwaltung und Anzeigenannahme: Waidhofen an der Thaya, Kirchenplatz, Niederösterreich.

Jahresbezugspreis 1933: Für Oesterreich ganzjährig S 3.50, halbjährig S 2.— (Einzelheft 50 g), im Auslandsverwand um S 1.— für Portospesen mehr.

Die Abmeldung vom Bezuge kann nur im Monate Dezember jedes Jahres erfolgen.  
Oesterreichisches Postsparkassenkonto D-6173.

---

6. Jahrg.

15. Juli 1933

Folge 5

---

## Inhalt:

Londichter Ernst Schmid, ein geborener Geraser Waldviertler. Von Eduard Sellinger, n.-ö. L. B. D. L. i. R., Krems an der Donau.

Langenlois zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges. Von Rudolf Schierer, Kooperator, Dobersberg.

St. Michael in der Wachau. Von Lehrer Karl Brunner, St. Michael in der Wachau.

Pitschau in Kriegsnöten. Von B. v. A., Pitschau.

Filialkirche St. Andreas in Weissenbach. Von Oberlehrer i. R. Josef Czerny, Eggenburg.

Alte Bauernfamilien um Weitersfeld. Von Hans Englbrechtsmüller, Langenleobarn.

Der große Brand in Waidhofen an der Thaya am 7. August 1873. Von Philipp Waldbach, Wien.

Johann Georg Grajel und seine Kameraden. Von Univ.-Prof. Dr. Robert Bartisch, Wien.

## Bilder:

St. Michael in der Wachau.

Pitschau.

---

Für Beiträge, die ohne Vorbehalt eingesandt wurden, ist redaktionelle Aenderung vorbehalten. Unverlangt einlangende Manuskripte müssen, wenn hiefür Honorar verlangt wird, mit entsprechendem Hinweis versehen sein. Rücksendung erfolgt nur bei Rückporto. Beiträge, die auch in anderen Zeitungen erscheinen, werden nicht honoriert und müssen den Vermerk „frei“ tragen. Genaue Anschriften, deutlich schreiben!

---

Heimat- und volkskundliche Beiträge über unsere Waldviertler Heimat sind sehr erwünscht, desgleichen solche über das Wirtschaftsleben und die kulturellen Bestrebungen des Waldviertels, und ergeht an alle Heimatgenossen, die sich in dieser Richtung betätigen, die Einladung zur Mitarbeit. Den Verschönerungs-, Museal-, Volksbildungsvereinen, Fremdenverkehrsverbänden, den heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaften der Bezirksschulbehörden und Gemeindeverwaltungen, den Heimatverbänden der Waldviertler in Wien, den Wirtschafts- und Kulturverbänden jeder Art wird für ihre Tätigkeitsberichte und Aufrufe an die Oeffentlichkeit Raum gewährt. Es wird gebeten, sich mit der Schriftleitung ins Einvernehmen zu setzen.

---

Eigentümer, Herausgeber, Verleger und verantwortlicher Schriftleiter: Hans Haberl jun., Waidhofen an der Thaya. — Druck: „Albrecht Dürer“, Wien, VII., Bandgasse 28.

# Museumsverein Drosendorf.

## „Museales“ aus Drosendorf.

Als im Jahre 1912, infolge Kündigung der Unterkunftsräume des alten „Roland“-Museums im Hause Nr. 74, dessen umfangreiche volkshundliche Sammlung nach Baden ins Franz-Josefs-Museum kam, weil damals in Drosendorf keine Unterkunftsräume aufzutreiben waren, bezw. das einzig in Betracht kommende „Regenienhaus“ durch einen unerfüllbaren Mietvertrag des damaligen Hausverwalters sozusagen verriegelt worden war, bedauerten einflussvolle Personen das böse Geschick, das nicht bloß den Eigentümer des Museums wirtschaftlich fast zugrunde richtete, sondern auch die Stadt um eine Sehenswürdigkeit brachte, und zwar zu einem Zeitpunkte, wo das Museum bereits weit über die Grenzen unserer engeren niederösterreichischen Heimat bestens bekannt geworden, namentlich durch seine urgeschichtliche Sammlung, die von anerkannten Fachleuten als von intereuropäischer Bedeutung bezeichnet worden war. Wenn wir hier das alte, seit den 1800er Jahren in Drosendorf befindlich gewesene Roland-Museum, als Museum im vollen Sinne des Wortes bezeichnen, so verdient diese, acht größere und kleinere Räume überwall füllende und aus zehn verschiedenen Sammlungen bestehende Schaustellung, diese Bezeichnung auch in zutreffender Weise, jedenfalls mit mehr Berechtigung, als andere Schaustellungen, die öfters nur aus einem Zimmer oder zwei solchen Räumen bestehen, trotzdem aber als Museum bezeichnet werden.

Dem Abgange der volkshundlichen Sammlung des ehemaligen Roland-Museums im Jahre 1912 folgten 1916 die übrigen neun oder zehn Sammlungen, deren Hunderte von Kisten seit 1912, mangels anderer Unterkunft, in einem wasserführenden Halbkeller des alten Brauhauses aufgestapelt lagen, wo sie, beziehungsweise ihr Inhalt zum Teile bereits dem Vermodern anheimgefallen waren, als sie endlich im Jahre 1916 nach Krams überführt wurden, wo die Stadtgemeinde gegen billigen Preis sechs Räume im ehemaligen Dominikaner-Klostergebäude zur Verfügung gestellt hatte.

Schon im Jahre 1920 äußerten einzelne befreundete Personen zu Herrn Kiehlings den Wunsch, in Drosendorf wieder ein Museum ins Leben zu rufen. Aber unterdessen hatte der Bund (im Jahre 1920) die prähistorische Sammlung und 1921 die Stadt Krams die mineralogische, geologisch-geognostische, die Kriegsgedenken — und die seit 1912 von Herrn Kiehling neu gesammelte volkshundliche Abteilung, sowie die zahlreichen Ausgrabungen, meistens Eisensachen, erworben, während die bibliographische, die Münzen- und Medaillen- sowie die römische, die mittelalterliche und Hufeisen-Sammlung zum Teil in Privatbesitz übergingen, zum Teil im Besitze Kiehlings verblieben.

Im Jahre 1925 entschloß sich nun Kiehling, die Stadtvertretung von Krams zu ersuchen, als Grundstock zu einem neuen, und zwar städtischen Museum, jenen Teil der Ausgrabungen, sowie einiges vom neu gesammelten volkshundlichen, das für Krams keine, aber für Drosendorf besondere „lokale Bedeutung“ hätte, kostenfrei zu überlassen. Die Stadt Krams entsprach, befürwortet durch den städtischen Amtsrat, Herrn Paul Schaidler, dem Ansuchen Kiehlings und, vermehrt durch manches bibliographische Stück aus dessen Privatbesitz, wurde unter der Amtshand des Herrn Bürgermeister L. Klobber, Oberpostmeister i. R., anlässlich der Landwirtschaftlichen Ausstellung zu Drosendorf, im Jahre 1925, das Museum der Stadt Drosendorf in einem zweifelhafteigen Zimmer des Bürgerhospitals eingerichtet und am 27. September in schlichter Weise eröffnet. Schon damals äußerten sich Vertreter der Landesregierung, der Landesbauernkammer, des Landesmuseums und sonstige Persönlichkeiten in anerkannter Weise über die in wenigen Tagen vor dem Feste aufgestellten Altentümer, die damals zehn einfache, mit Drahtgitter versicherte Schaukästen an den Wänden füllten, während in der Mitte des Raumes, auf zwei großen Treppenstellagen, mehrere hunderte Mineralien lagen. Auch das Bundesdenkmalamt begünstigte später nach eingehendem Berichte, die Errichtung eines Museums in Drosendorf und bedauerte, daß die allgemeine Geldknappheit es nicht gestatte, dem Museum eine staatliche Subvention zukommen zu lassen.

Die Bevölkerung Drosendorfs und der Umgebung, auch anderer Orte, haben seither gar manches alte

Stück dem Museum überlassen; auch aus Wien kommen Beiträge, die für unser Museum von Interesse sind. Durch Vermittlung Kiehlings hat auch weiland Direktor Dr. J. Bayer vom Staatsmuseum, als Tauschstücke gegen neu gesammeltes prähistorisches mehrere aus dem vom Roland-Museum 1921 übernommene keramische und Ausgrabene aus Drosendorfs Bereich an unser Stadtmuseum abgetreten; desgleichen mehreres, neuerlich auch Krams, sowie ein Ungenannter mancherlei bibliographisches, numismatisches, botanisches u. a. m. aus dem Waldviertel, bezw. der Umgebung von Drosendorf oder dem Orte selbst hergab, und so nahm die Menge der Objekte derart zu, daß dem einen Räume vom Jahre 1925 weitere Räume angeschlossen werden mußten, die, durch Unterteilung zweier großer Säle im Bürgerhospitale, die Zahl acht erreicht haben. Dazu kommen nun im Rathaus, abgesehen vom Sitzungssaale, noch vier Räume hinzu, die Museales bergen, so das wertvolle städtische Archiv nebst der Stadt- und mehreren Innungsladen; dann die Denkmäler der noch im 17. Jahrhundert gegründeten bürgerlichen Scharfschützengesellschaft, sowie die kunstvollen Darstellungen einer Reihe von Burgen und Ruinen aus dem Thaya- und Kampthale, hergestellt vom Meister auf diesem Gebiete, Herrn Alois Suchy in Drosendorf. Rechnet man zu dem oben Angeführten das uralte „Göhenmandel“ (nach Kiehling eine „Abeta“-Darstellung), ferner die zum Teile noch aus dem 16. Jahrhundert stammende Roland-Säule, die höchste in allen einst zu Deutschland gehörigen Gebieten, ferner die schöne Dreifaltigkeitssäule vom Jahre 1713, dann die sonstigen alten Denkmäler bei Drosendorf, nicht zuletzt auch das durch neueres „Sagraffito“ geschmückte Rathaus, dann das anziehend restaurierte Haus Nr. 88, schließlich, als eines der kostbarsten Altentümer: das Sakramentshäuschen in unserer Pfarrkirche, die auch mit schönen Deckengemälden geschmückt ist, von der künstlerischen Hand eines Schülers des berühmten Paul Troger u. a. m., so umschließen die zum großen Teile noch stehenden Stadtmauern mit ihren stimmungsvollen Türmen und Rondellen so viel „Museales“, das beachtenswert ist, daß wir es wahrlich nicht nötig haben, die Gründung Drosendorfs in unzutreffender Weise mit dem römischen Feldherrn Drusus Germanicus zusammenzubringen, wie dies, trotz wiederholter Richtigstellung von Sachverständiger Seite, neuerlich der sogenannte Stadichronik nachgeschrieben, die von einem Nichtfachmann auf diesem Gebiete, vor etwa 90 Jahren, verfaßt wurde. Der Name unserer Stadt hat mit dem römischen Namen Drusus nichts zu tun, sondern ist\*) auf den altbairischen Rufnamen „Drozzo“ zu beziehen, der auch die Kürzung für einen längeren germanischen Vornamen ist, dem die Wortwurzel „Traut“ zugrunde liegen dürfte. Im Laufe des Sprachgebrauches erweichte das „s“ in „Drozzo“ zu „Droso“, dessen schwacher Genetiv eben „Drosen“ lautet. Daß nun unser Drosendorf eine alte bairische Gründung ist, beweist das Vorkommen des Ortsnamens „Drosendorf“ in Bayern, und zwar dreimal mit „D“ und zweimal mit „T“ geschrieben. In älteren Urkunden findet sich unser niederösterreichisches Drosendorf auch als Drosendorf, Drausendorf, Trosendorf und Trogendorf geschrieben, und letztere Form stimmt dann auch mit der erwähnten, schon im 9. Jahrhundert auftretenden Rufform „Drozzo“ überein, die auch dem altbairischen Edelingsgeschlechte der Drozzilinge zugrunde liegt. Die Verlichkeit Drosendorf aber, dessen Umgebung schon in der Steinzeit ringsum von Menschen bewohnt war, diente wohl schon Tausende von Jahren vor den Römern als gesicherte Wohnstätte.

Zum Schlusse können wir nicht umhin, zu bemerken, daß die Vergrößerung des Museums, die Vermehrung der Räume, nur möglich ward durch die lobenswerte Einsicht der Stadtvertretung, die zur Benützung des Bürgerhospitals, das den heutigen Anforderungen der Unterbringung verantragter Bürger hygienisch längst nicht mehr entsprach, ihre Zustimmung gab. Es ist ein Verdienst des damaligen Gemeinderates, Herrn Inspektors Karl Pind, als Obmann des Museumsausschusses, es in die Wege geleitet zu haben, daß die Mehrheit der

(Fortsetzung auf der vorletzten Seite.)

\*) Nach dem umfangreichen Werke: „Frau Saga“, in dem Drosendorf besonders berücksichtigt erscheint.



6. Jahrg.

15. Juli 1933

Folge 5

## Tondichter Ernst Schmid, ein geborener Geraser Waldviertler.

Von Eduard Sellinger, n.-ö. U. B. D. L. i. K., Krems an der Donau.

Wenn wir mit offenen Augen durch das Leben gehen, so finden wir, daß das Wesen der modernen Kultur seine besondere Not hat: Den Hang zum Materiellen, die Vergöttlichung alles sinnlich Wahrnehmbaren, alles Körperlichen und gleichzeitig damit die Verklavung aller Ideale, die Unterjochung alles Geistigen. Ist es darob nicht notwendig, in dieser Zeit der Wirtschaftskrise, des sozialen Elends, der Mißgunst, des Neides, des Egoismus und Mammonismus, einen Blick in die engere Heimat zu werfen, dem wahren Idealismus nachzuleben und vor unserem geistigen Auge einen edlen, schöpferischen Menschen lebendig werden zu lassen, den die Heimat schon längst der Vergessenheit anheimfallen ließ?!

Heimatliebe muß im Schoß der Familie geformt werden. Hier muß all das angebahnt werden, was der österreichische Volksschullehrplan der Heimatschule als Ziel setzt: Erziehung zur Heimatliebe, zur Pflichtwichtigkeit im Dienste der Heimat und zur Ehrfurcht vor allem Guten.

Ernst Schmid wurde am 4. Jänner 1835 in Geras, Niederösterreich, geboren und widmete sich, den Traditionen des väterlichen Hauses folgend, in dem er seinen eigentlichen Musikunterricht erhalten hatte, gleichfalls dem Lehrberuf. Dieser berühmte Tondichter war der Sohn des Jakob Schmid, welcher am 8. März 1826 als Stiftschulmeister für Geras ernannt wurde. Er ist am 22. Juli 1795 zu Albn in Böhmen geboren. Da ich viele Jahre lang an der Geburtsstätte des Tondichters im Stifte Geras mein Heim gefunden, von hier aus wieder sein Leid und Freud empfangen hatte, konnte ich nicht umhin, Ernst Schmid dem Volke und der Jugend wieder lebendig erstehen zu lassen. In der Schulchronik und in den Handbüchern des Stiftes Geras ist über Ernst Schmid nichts verzeichnet. Durch Entgegenkommen des Herrn Oberlehrers Ernst Pfandler in Geras in Verbindung mit dem Schubertbund in Wien, konnten die verschiedenen Lebensereignisse des Tonkünstlers gewonnen werden. An dieser Stelle sei auch dem Herrn Oberlehrer Ernst Pfandler für seine Bemühungen öffentlicher Dank gesagt. Saxa loquuntur. Eine Gedenktafel im ehemaligen Schulhause im Klosterhof des Stiftes Geras enthielt folgende Inschrift: „Geburtsstätte des Liederkomponisten Ernst Schmid, Ehrenhormeister des Schubertbundes und des Lehrerinnen-Damenchores in Wien. Gestiftet vom Schubertbund. 1907.“

Manche Fremde, die im lieben, stillen, reizenden Städtchen Geras Erholung suchen, von rauschendem Walde umgürtet — der von des Waldes geheimnisvoller Schönheit erzählt — denn etwas unendlich Friedvolles atmet diese Landschaft — stehen sinnend vor dieser Gedenktafel.

Ernst Schmid wirkte zunächst als Volksschullehrer in mehreren Orten Niederösterreichs, darunter in Mistelbach, wo er sich schon lebhaft mit der Tonkunst beschäftigte und vom Komponieren nicht abließ, trotzdem ihm sein Oberlehrer, der sonst ein tüchtiger Musiker war, jedes Talent absprach. Eine damals komponierte Ballade widmete er dem Fürsten Liechtenstein und sie brachte ihm gerade zu der Zeit, als er nach einer schweren Krankheit, während der ihn die Ärzte bereits aufgegeben hatten, genesen war, die erste Anerkennung in Gestalt einer von dem kunstsinnigen Fürsten gewidmeten goldenen Uhr. Schmid kam darauf bald nach Wien, wo er eine Anstellung als städtischer Lehrer erhielt und an den Bestrebungen der Lehrerschaft wie an dem musikalischen Leben der Kaiserstadt regen Anteil nahm. So trat er alsbald in die Reihen des Wiener Männergesangvereines und wurde ein eifriger Anhänger des Männergesangvereines. Als Franz Maier im Rahmen des von ihm geschaffenen ersten Wiener Lehrervereines „Die Volksschule“ einen Lehrerchor, „Schubertbund“, gründete, war schon bei der ersten Versammlung am 14. Mai 1863 Ernst Schmid anwesend und wurde sofort in die Leitung berufen. Schmid wurde zum Vizechormeister gewählt. Er betätigte sich als solcher zumeist als Leiter der heiteren Liedertafeln und zeigte sich bald auch als schöpferischer Musiker. Seine innigen Lieder, in denen er den Volkston glücklich traf, gelangten in den Veranstaltungen des Schubertbundes vielfach zur Aufführung und gefielen gut, so daß sein Name auch außerhalb des Vereines bekannt und seine Chöre in den damals entstehenden Gesangvereinen oft gesungen wurden. Zu dem Ersten Oesterreichischen Lehrertage im September 1867 schrieb er ein markiges Tafellied, das in der Schöpfungszeit unseres Reichsvolksschulgesetzes zum Weihelied der Lehrerschaft wurde und bei allen Lehrertagungen gesungen wurde. Mit Beginn des siebenten Vereinsjahres wurde über Vorschlag Franz Maiers beschlossen, daß der Schubertbund nunmehr zwei gleichberechtigte Chormeister besitzen soll, und von da an eröffnete sich für Schmid ein größerer Wirkungskreis. Er führte nun auch in den Konzerten den Taktstock mit vollem Erfolge und erwies sich als vorzüglicher Lehrmeister bei dem Studium des Vereines. Hierbei ergänzte er sich mit Franz Maier in harmonischer Weise, so daß beide oftmals scherzhaft das „musikalische Ehepaar“ genannt wurden. Während Maier sein Hauptaugenmerk auf den hohen Schwung, auf das Herausarbeiten der mächtigsten Klangwirkungen richtete, verlegte sich Schmid mit liebevollem Eifer auf die Kleinkunst. Die Pianissimo, die Schmid dem großen Chor lehrte, waren bald weithin berühmt. In vielen seiner eigenen Kompositionen finden wir dies sein innerstes Wesen verkörpert; es sei nur auf das zierliche, einem reizenden Miniaturbildchen gleichenden „Mein Lied!“ hingewiesen. Den zum Herzen dringenden Volkston traf Schmid besonders gut, und in den Kompositionen dieser Art errang er die bedeutendsten Erfolge. Und wer wäre auch nicht auf das tiefste ergriffen worden bei der weichen, schwermütigen Melodie seines „Hüttlbua“, „Nimma hoam“, „D'blauen Augen“, „Net ohne Di“, wes Herz hätte nicht mitgejubelt bei den aufjauchzenden Klängen von „Du Bua im Wigl-Wagl“, „Hoamatlied“, „Auf der Alm“, wem wäre die liebliche Melodie von seinen „Blümlerln“, „Sundabua“, „Beilchen am Berge“, wenn er sie einmal gehört hat, nicht oft und oft in den Sinn gekommen! Dem unerschöpflichen Melodienborn Schmidts entströmten erquickende Weisen, die er gerne für eine Solostimme in den Chor einfügte. Da wären zu nennen „Ihr Bild“, „Kommt die Nacht mit ihren Schatten“, „Jetzt weiß ich's“, „An der schönen blauen Donau“, „Des Buben Herzeleid“, „Treue Herzen“ und andere. Schmid schrieb auch gemischte und als langjähriger Dirigent des Lehrerinnen-Damenchores viele Frauenchöre. Seine Kinderliedersammlungen zeigen, daß er dem kindlichen Gemüt ungemein viel Verständnis entgegengebracht hat. Sie sind so aus der Seele des Kindes empfunden, daß sie noch heute viel gesungen werden und in verschiedenen modernen Schulliederbüchern Aufnahme fanden. Schmid blieb unvermählt. Seine einzige Liebe, der er sein ganzes Leben weihte, war der Schubertbund. Zu wiederholten Malen gelobte Schmid dem Verein Treue bis zum Tode, und er hielt sie ihm in wirklich rührender Weise. Unter seinem siegreichen Dirigentenstabe errang der Schubertbund wiederholt Lorbeeren, nur sein schwankender Gesundheitszustand war Ursache, daß ihm bald in der Person Kirschs ein Kollege zur Seite gestellt

wurde. 1898 wurde Schmid zum Ehrenhormeister ernannt, ein neuerlicher Beweis unbegrenzter Liebe und Verehrung. Am 20. September 1901 verschied Schmid, und am 22. September wurde Ernst Schmid unter großer Feierlichkeit vom Schubertbund am Meidlinger Friedhof zur letzten Ruhe bestattet. Mit einer weihvollen Feierlichkeit am 8. Juni 1907 wurde vom Schubertbund die Gedenktafel am Geburtshause Ernst Schmid im Stifte Geras enthüllt, und zwar in Gegenwart des Herrn Prälaten Adrian Zsch, der Stiftsgeistlichkeit, des Bürgermeisters von Geras, des Gesangvereines von Umgebung Geras, mit einem herzlichen Willkommen. Der Vorstand Zsch hielt die Festrede, der Schubertbund sang Schmid's Chöre „Beilchen vom Berge“ und „Mein Heimattal“, dessen Tenorsolo Solju wunderschön vortrug. Hierauf nahm der Herr Prälat das Wort, der seines Jugendfreundes Ernst Schmid und dessen wackeren Vaters Jakob Schmid gedachte, dem das Stift Geras seine berühmte Kirchenmusik verdanke. Er nahm die Gedenktafel mit dem Versprechen in den Besitz des Stiftes, daß dieses sie jederzeit treu behüten werde zur Erinnerung an einen der besten Söhne von Geras und an den weltberühmten Schubertbund. Es ward damals die gute Friedenszeit. Unter dem kunstföhrlichen und kunstföhrnden Krummstabe ward es in jeder Weise gut sein. Ueber Einladung des Herrn Prälaten begab sich der Schubertbund in den Speisesaal des Stiftes, wo erfrischender Gerstensaft, goldiges Nebenblut und stärkender Imbiß geboten wurden. Abends wurde in Leitners Saal „Zum weißen Engel“ zugunsten der Schule Geras gesungen.

Am nächsten Morgen, dem 9. Juni, brachte der Schubertbund in der Stiftskirche bei der vom Herrn Prälaten gelelenen Messe Schuberts Deutsche Messe zur Ausführung.

Es ist ein schöner, erhebender Gedanke, daß die Wiederbelebung des Heimatgefühles in der Jetztzeit großen Anklang gefunden hat, und die mühevollen und zeitraubenden Sammler- und Forschertätigkeiten zumeist ihren Niederschlag in den bei allen Bevölkerungsschichten heute schon beliebt gewordenen Heimatbüchern. Es muß jeden Heimatforscher mit Genugtuung erfüllen, daß die Heimatbücher in vielen Fällen wirkliche Familienbücher geworden sind, die dazu beitragen, Kenntnisse über die Heimat auf weitester Basis zu verbreiten. Ein solches schönes Heimatbuch ist das „Waldviertel“, das in keiner Familie und in keiner Bibliothek fehlen sollte bei so geringem Preise, so daß es auch in Größe weiterentwickelt werden könnte. Priester, Lehrer und Aerzte sind ja dazu berufen, als die Verkörperer und Verkünder der Volksaufklärung und Volkserziehung — in den Musestunden — in den Beihetunden im Dienste an der Heimat — in Arbeitsgemeinschaften zu treten — ohne jeden Bürokratismus — in loser Verbindung — zu ersprießlicher Arbeit in der Familienforschung auch im Sinne der „Eugenik“ Bausteine zusammenzutragen. Welche Fülle von Anregungen zum Denken und Grübeln gibt das Heimatbuch, wenn es uns die Geschichte der Heimat überblicken läßt, wenn wir zur Erkenntnis gekommen sind, daß sich auf jedem noch so kleinen Erdenflecken, das wir Heimat nennen, meistens schon großes Geschehen abgespielt hat. Darum, Mitarbeiter des „Waldviertels“, ans Werk! Möge die Presse „Das Waldviertel“ dies alles mit gestaltender Kraft ins Volk tragen, bis ins kleinste Dörflein. Es ist wahrhaft nicht eitle Ueberhebung, sondern berechtigter Stolz, wenn der Oesterreicher von seiner Heimat singt:

„Vaterland, wie bist du herrlich!“

## Langenlois zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges.

Von Rudolf Schierer, Kooperator in Dobersberg.

Die ältesten Matriken der Stadt Langenlois, die aus 1612 bis 1630 stammen, geben dem Leser einen interessanten Einblick in die Verhältnisse und in die Kriegswirren, mit denen Langenlois zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges heimgesucht wurde. Leider sind die Tauf- und Trauungsbücher nur mehr teilweise erhalten, dagegen ist das Sterbebuch unversehr auf uns gekommen und kann uns auch am meisten Aufschluß geben über die Vergangenheit.

Schon im Jahre 1618, beim Ausbruch des Krieges, mußten in Langenlois sehr viele kaiserliche Soldaten einquartiert gewesen sein. Sie standen unter den Hauptleuten Friedrich Weigelberger, Ernst v. Weißbach und Albrecht v. Hofkirchen. Wie bunt zusammengewürfelt die Mannschaften der einzelnen Kompanien waren, ersehen wir daraus, daß z. B. im Jahre 1618 unter Hauptmann v. Weißbach Soldaten in Langenlois standen, die aus Enns, Wels, Regensburg (Bayern), aus Meran (Südtirol), aus Minichswald (Steiermark) und aus Kaltenbrunn (in der Pfalz) stammten. In der ersten Hälfte des Jahres 1620 waren kaiserliche Soldaten in Langenlois, die aus Bamberg und Freiburg in Bayern, aus Rejchnitz in Ungarn, aus Holzberg in Steiermark, aus Eichenbach im Frankenland, aus Schlesien und Mähren waren. In diesen Namen zeigt sich die Weltweite des alten österreichischen Machteinflusses, der aus allen Ländern die Soldaten sammelte.

Was uns sonderbar erscheint, ist, daß im Jahre 1618, obwohl der Krieg mit den Böhmen unmittelbar bevorstand, oder vielleicht gerade deshalb, in Langenlois nach den Angaben des Trauungsbuches 13 Soldatentrauungen mit Langenloiserinnen stattfanden, in Wirklichkeit also wohl ein vielfaches von dieser Zahl, da das Trauungsbuch nur teilweise noch erhalten ist. Die meisten dieser Soldatenhochzeiten fanden in der ersten Hälfte des Juli 1618 statt. Wenn diese Soldatenbräute gewußt hätten, welchem Schicksale sie entgegengehen, einem 30 Jahre dauernden Krieg mit allen seinen Entbehrungen, Leiden, weiten Märschen, Kämpfen und Tod, es würde sich wohl manche diese Heirat noch überlegt haben. Die Geschichte verhüllt barmherzig das Unglück dieser Soldatenfrauen, die als „Landsknechtin“ ihren Gemahl begleitet hatten in den Kriegszügen, bis sie elend zugrunde gingen, mit Stillschweigen. In Langenlois starben im Jahre 1619 5 und im Jahre 1620 13 solche Frauen, die im Sterbebuch ausdrücklich als Landsknechtin bezeichnet werden. Auch die Kinder einer solchen Landsknechtin hatten ein trauriges Schicksal. Im Jahre 1620 wurden in Langenlois wenigstens 24 Soldatenkinder getauft. Aber das Sterbebuch meldet von 1619 7 Soldatenkinder und von 1620 23 Soldatenkinder und außerdem viele aufgefundene fremde Kinder, die wahrscheinlich auch von Soldaten stammten, die in Langenlois gestorben sind, manche davon vor Hunger und vor Kälte. Von den Eltern als hindernde Last empfunden, waren sie oft verstoßen oder einfach zurückgelassen worden, wenn die Truppen aufbrachen vom Lagerplatz, und so liefen sie ganz verlassen herum, um zu betteln und zu stehlen, bis der Tod sie erlöste von ihrem elenden Leben. Daß diese Soldatenkinder wirklich von den mit der Kompanie mitziehenden Soldatenweibern und nicht etwa von ansässigen liederlichen Frauen stammten, ergibt sich daraus, daß bei den in Langenlois getauften Soldatenkindern der Vater erst einige Wochen oder höchstens einige Monate vor der Taufe nach Langenlois gekommen ist mit dem Regiment, dem er angehört. Der Vater wird immer genau angegeben und auch die Taufpaten, die immer Soldaten oder Landsknechtinnen aus der Truppenabteilung sind, der der Vater des Kindes angehört.

Mit Anfang des Jahres 1619 war in Langenlois die erste Bluttat geschehen, von einem der einquartierten Soldaten. „Am 3. Jänner wurde des Mittermaier Tochter, namens Barbara, begraben, welche ein Reiter in ihres Vaters Haus erschossen hatte.“ Dies war aber erst der Auftakt zu den Bluttaten, die noch geschehen sollten.

Am 22. Februar 1619 heißt es: „Dieses Monat und vergangenes sind Landsknechte und Reiter, welche hier gelegen, an der Hauptkrankheit gestorben No. 40, teils im Siechhaus, teils in Bürgers Häusern, und in diesem Friedhof begraben worden.“ Die kaiserlichen Soldaten, die 1619 in Langenlois einquartiert waren, unterstanden dem Hauptmann v. Rosenstein, dem Oberst Herrn v. Buchheim und dem Oberstleutnant v. Fürstenberg.

Waren bisher kaiserliche Truppen in Langenlois gelegen, die für die Bevölkerung eine große Last bedeuteten, so änderte sich die Lage noch sehr zuungunsten der Langenloiser, als sich die kaiserlichen Soldaten zurückziehen mußten und am 23. November 1619 der Feind in Langenlois einmarschierte, 4000 Mann von den Mannsfeldischen Soldaten aus dem böhmisch-protestantischen Heer, unter Führung des Oberst Karpezan. Die böhmischen Soldaten lagerten sich in Langenlois und

versuchten von hier aus die Stadt Krems zu erstürmen, freilich vergeblich. Am 2. Dezember schon kam es zu einem Mord. Ein Bürger von Langenlois wurde von einem Mannsfeldischen Soldaten wegen einem Achtelliter Wein erstochen. Es ist begreiflich, daß die Bevölkerung voll Furcht und Schrecken war vor dem übermütigen Feind. Durch die Verpflegung dieser 4000 Mann ist die Gemeinde gänzlich verarmt. Der Schulmeister, der damals das Sterbebuch führte, schrieb darin Ende 1619 in lateinischer Sprache: „Und so ist dieses Jahr zu Ende gegangen in Herzensangst, in Elend und Armut, in allzu großer Drangsal, Unglück, Krieg und Verwüstung.“

Vom 23. November 1619 bis 17. Februar 1620 starben vom böhmischen Fußvolk in Langenlois 76 Mann, 22 Reiter und 10 Kinder der Soldaten, 2 Frauen waren erstochen und ein Mann aufgehängt worden.

In diese Zeit fällt auch die in Langenlois noch erhaltene Sage vom „Danglbaum“. Der Dangl war Soldat beim schwedischen Heer, war aber dann desertiert und hat sich schließlich bei einem Bauern in Strazing (andere sagen in Gneixendorf), zwischen Langenlois und Krems, als Knecht verdungen. Eines Tages, als er gerade pflügte, hörte er die bekannten Hornsignale seines ehemaligen Regiments. Von Neugierde getrieben und in der Meinung, daß seine einstigen Kameraden ihn nicht mehr erkennen würden, stellte er sich an die Straße, um sein Regiment zu sehen. Aber die Soldaten erkannten ihn sogleich, und mit dem Rufe, „das ist ja der Dangl“, stürzten sie sich auf ihn und knüpften ihn nach Kriegsrecht am nächsten Baume auf. So weiß die Volksüberlieferung noch vom Dangl zu erzählen. Auch der Ort, wo der „Danglbaum“ einst stand, wird noch gezeigt. Dieser Fall ist ein charakteristisches Beispiel dafür, wie sich Volksüberlieferungen Jahrhunderte lang von Mund zu Mund fortpflanzen können, ohne im wesentlichen Inhalte sich zu ändern. Konnte man bisher die Geschichtlichkeit der Dangl-Sage nicht nachweisen, so haben wir doch jetzt im ältesten Sterbebuch den Beweis für die Richtigkeit dieser Ueberlieferung, nur hat das Volk die Zeit dieses Vorfalles nicht so genau festgehalten. Es wurde später alles den Schweden zugeschrieben, die 1645 unmenslich in Langenlois gewütet und den ganzen Ort angezündet hatten. In Wirklichkeit hat sich die Geschichte schon zugetragen Ende des Jahres 1619 unter den protestantischen Böhmen. Am 18. November 1624 ist nämlich eine Tochter dieses Dangl begraben worden, namens Regina, die im Halterhaus in Langenlois gestorben ist. Dabei steht im Sterbebuch ausdrücklich, daß sie das Kind der Witwe Anna Dangl sei, deren Mann auf der Kremserstraße an den breiten Baum gehängt worden ist. Höchstwahrscheinlich ist darum Ende des Jahres 1619 in der Bemerkung des Sterbebuches, daß einer aufgehängt worden sei, niemand anderer als der Dangl gemeint.

Auch für die Mannsfeldischen Truppen war die Stunde gekommen, da sie von Langenlois weichen mußten. Der Schreiber des Sterbebuches berichtet uns: „Am 11. dieses Monats Februar ist unseres frommen Römischen Kaisers Volk, dessen Feldobrist Herr Graf Boucquoi war, aus Krems ausgefallen und hat das Mannsfeldische Volk zu Fuß und zu Roß bei dem hölzernen Kreuz außerhalb von Krems ertappt und dort viele niedergebrannt und niedergehauen. Was auf dem Felde geblieben und niedergehauen worden war, hat der Totengräber im Feld eingegraben No. 262, was aber allhier im Markt vom böhmischen Volk geblieben und niedergehauen worden ist, hat er hier im Friedhof begraben den 12. Februar No. 63, und nachher von Tag zu Tag die erschlagen und begraben worden sind über 82, ausgenommen 6 kaiserliche Reiter, welche von Hadersdorf aus dem Scharmüchel heraufgeführt worden und hier begraben worden sind. Was aber in den benachbarten Freiheiten, in Zöbing und Gobelburg, geblieben ist, habe ich nicht auskundtschaften und nicht erfahren können.“ Am 21. Februar wurden noch 2 böhmische Soldaten begraben, die erschossen worden waren.

Aber auch jetzt, nachdem der Feind geschlagen und verjagt worden war, waren für Langenlois die traurigen Zeiten noch nicht vorüber, denn auch die Wallonen (Südbelgier, die im Dienste des Kaisers standen), waren nicht viel besser als die böhmischen Feinde. Ein Menschenleben galt ihnen nicht viel. So war ein kaiserlicher Soldat erschlagen worden von einem Wallonen. Als man diesen begrub, hat ein

Soldat beim Grab einen Wallonen erschossen aus Rache am 21. Februar. Am 24. Februar ist ein Ledererknecht von einem Soldaten im Auflauf erschlagen worden. Am 25. März ist ein Langenloiser Bürger mutwillig von einem Wallonen erschossen worden. Am 1. April ist der „Silberkämmerling“ des Herrn General Boucquoi von einem anderen Diener des Generals erstochen worden. Um den Soldaten ein abschreckendes Beispiel aufzustellen, wurden am 26. April 2 Wallonen, „die die Gerechtigkeit verletzt hatten“, im Kerker aufgehängt. Aber trotzdem wurde es nicht besser. Schon am 6. Mai wurde eine Magd, die „grasen“ gegangen war, auf dem Felde ermordet, wahrscheinlich auch von einem Soldaten. Am 1. Juni wurde sogar ein Fähnrich aus der Kompanie des Dan Balthasar nur wegen eines halben Liter Weines von einem gewöhnlichen Reiter mit einer Hacke getötet, so daß der Oberleib vom Unterleib fast getrennt war. Der Täter wurde noch am selben Tage zur Strafe enthauptet.

Nachdem die Mannsfeldischen Soldaten von Langenlois vertrieben worden waren, war der Markt von verschiedenen durchziehenden kaiserlichen Truppen drei Wochen bequartiert worden. Vom 3. März bis 10. Juni 1620 lagen dann die Wallonen in Langenlois in Quartier, hauptsächlich Reiterei unter dem Feldoberst Jakob Dan Balthasar und unter dem General Graf v. Boucquoi. Die Zahl der Wallonen, die in Langenlois in dieser Zeit starben oder getötet wurden, betrug 60 und 5 von ihren Kindern.

Nachdem die Wallonen abgezogen waren, zogen am 11. Juni die Soldaten vom „Saxischen“ und „Nassauerischen“ Regiment ein, erstere unter Hauptmann Hofkirchen, letztere unter Hauptmann Antoni Janson. Sie weilten vom 11. Juni bis 6. November 1620 in Langenlois. Diese beiden Regimenter mußten gute Disziplin gehabt haben, denn in dieser Zeit ist wenig vorgefallen. Nur am 8. Juli ist ein Bürger halb erschlagen worden von Reitern und Soldaten. Bis zu ihrem Abzug sind von ihnen 31 Soldaten, 7 Soldatenweiber und 6 Soldatenkinder gestorben.

Urge Tage aber brachen für die Langenloiser an, als diese Regimenter abmarschierten am 6. November 1620. Viele Soldaten, die der militärischen Zucht schon überdrüssig waren, hatten sich beim Abzug ihres Regiments versteckt, um nicht mitziehen zu müssen. Als aber dann für sie die Gefahr vorüber war, kamen sie hervor aus ihren Verstecken und begannen nun unter den erschreckten Bürgern zu rauben und morden nach Herzenslust, denn sie fühlten sich jetzt als die Herren im Orte. Viele Leute flohen vor dem raubenden Gesindel. Am 6. November ist ein Müllerknecht von der Mühle oberhalb des Klosters, „von den Ausreißern und Raubern, so von unserm Volk nach dem Aufbruch sich versteckt und hinten blieben, erschossen worden“. Weitere Opfer dieser Soldaten waren: „Georg Langisch, so erhaut worden von den ungerischen abtrünnigen Schelmen bei dem Kloster. Barbara Schidin ist auch erstlich geradelt, nachher erschossen worden in ihrem Haus. Paul Kroneder ist erschlagen worden. Hanns Zwelfer ist geradelt und nachher erschlagen worden. Am 8. und 9. November hat der Totengraber hier begraben fremde und einheimische Leute von Männern und Weibern und Kindern No. 14.“

Ende des Jahres 1620 fügt der Schreiber des Sterbepbuches teilweise in lateinischer Sprache wieder eine kurze Charakteristik des verflossenen Jahres an: „So ist, Gott sei Dank, dieses jammervollste Jahr zu Ende, hauptsächlich in Trauer, Armut, Verwüstung und Untergang, wo weder den Menschen noch den Tieren irgend ein Erbarmen zu Teil wurde, sondern wo man immer hörte: Schlag tot, raub, brenn, verdirb, nimm mit Gewalt, Kirchen und armer Leute Schweiß und Blut sauff, frieß so lang etwas in Kasten und Keller ist.“

In den nächsten Jahren war Langenlois zwar von Einquartierungen verschont, aber die allgemeine Notlage, die durch die Kriegszeiten bedingt war, dauerte an. Es waren ja alle Borräte von den Soldaten bei den früheren Einquartierungen aufgebraucht worden. Am Ende des Jahres 1621 heißt es darum: „Lob sei Gott und der Jungfrau Maria und allen Heiligen, daß dieses Jahr zu Ende ist, das voll Elend, Armut, Besorgnis, Furcht und Unheil war.“ 1622: „Lob sei den Himmlichen, die mich und die Meinen im verflossenen Jahre, das voll unheilvoller Armut war, beschützt hatten, und wir wollen für uns die Gnade erbitten, daß wir, wie wir

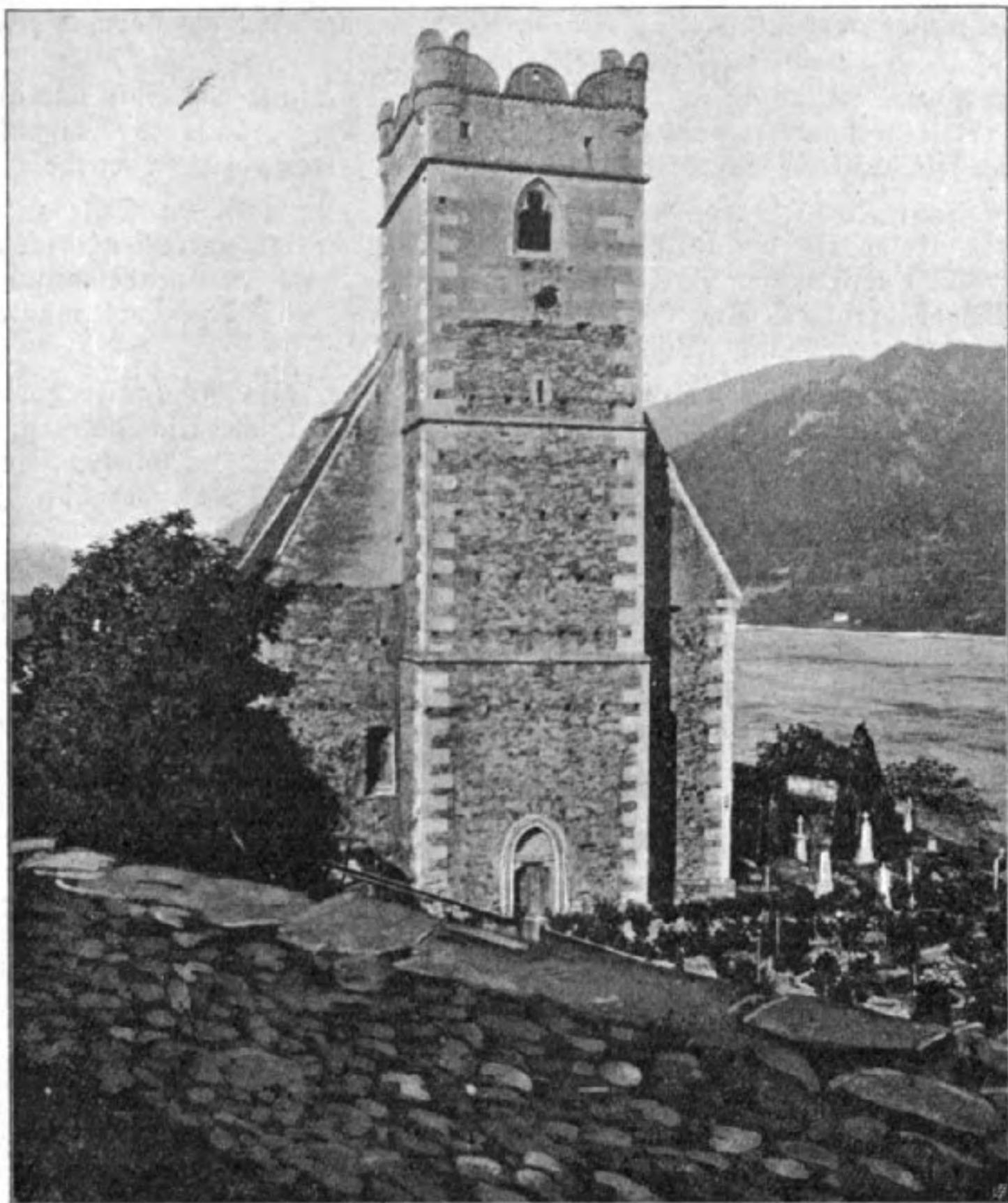
heil und unverseht dieses Jahr beginnen, so auch mit der Hilfe des Hl. Geistes in Gottesfurcht durchzuhalten vermögen durch Christus unsern Herrn Amen.“ Ende 1623: „Lob sei Gott und der Jungfrau Maria. Und so ist dieses Jahr mit größtem Elend und Bedrängnis und allzu großer Armut zu Ende. Es mußte alles mit den höchsten Preisen gezahlt werden. So weit man es nur ausdenken kann, wenn es im kommenden Jahre so bleiben würde, müßten wir alle vor Hunger sterben.“

Aus diesen Worten ist zu ersehen, wie schlecht es den Leuten immer noch ging, wenn auch schon längst wieder ruhige und friedliche Zustände in der ganzen Umgebung eingetreten waren. In den folgenden Jahren gelang es dann den Langenloisern, wirtschaftlich wieder langsam in die Höhe zu kommen, bis sie durch den Einfall der Schweden 1645 wieder um all ihr mühsam erworbenes Hab und Gut kamen und ihre Aufsbauarbeit mit Gottes Hilfe wieder von vorne anfangen mußten.

## St. Michael in der Wachau.

Von Lehrer Karl Brunner, St. Michael in der Wachau.

Der Ort verdankt seine Entstehung der Kirche daselbst. Diese entstand aus einer heidnischen Opferstelle an der Donau. Hier war es einst für die Flußschiffahrt sehr gefährlich. Zum Danke für das glückliche Ueberwinden der Gefahr



brachte man hier schon zur Keltenzeit, sicher aber seit den Germanen, also seit etwa 2000 Jahren, dem Stromgott Opfer und Weihegeschenke dar.

An diese gefährliche Stelle im Donaustrom erinnert heute noch ein altes Fresko an der Westseite der Friedhofskapelle. Es ist der Schutzpatron der Schiffer, der heilige Christoph, in Ueberlebensgröße, mit einem österreichischen Herzogshute auf dem Haupte, dargestellt. Leider ist dieses Fresko durch die Unbilden der Witterung schon ziemlich verwaschen, so daß heute nur mehr der Kopf, der durch ein Dach geschützt ist, gut erkennbar ist.

Als Karl der Große die Ostmark gründete und katholische Priester im Lande Kirchen zu bauen begannen, errichteten sie an allen heidnischen Opferstellen Sankt-Michaels-Kirchen. So auch hier. Anfangs war es nur eine kleine Kapelle für die Schiffer, die jetzt hier für die glückliche Fahrt dankten. Ungefähr im Jahre 980 wurde das Gotteshaus vergrößert und vom Passauer Bischof zur Pfarrkirche gemacht. Die dazugehörige Pfarre reichte hinauf bis über Aggsbach, hinunter bis über Dürnstein und weit ins Waldviertel hinein. An der Kirche wirkte daher immer ein sehr angesehener Pfarrer mit meist vier Kaplänen.

Neben dem Pfarrhof wurden bald auch Weingärten angelegt und vom Pfarrer zur Bearbeitung Leute angesiedelt. Diese Ansiedlung entstand zwischen 1000 bis 1100. Der Bischof Conrad von Passau schenkte im Jahre 1162 die große Pfarre und die Kirche dem Kloster St. Florian in Oberösterreich, wo sie noch jetzt hingehört.

Die Pfarre wurde im 13. Jahrhundert durch Abtretung von Spiß und anderen Orten verkleinert, verlor aber erst ihre Bedeutung um 1650 als, in Weißenkirchen, wo schon seit 1250 ein Gotteshaus bestand, eine Pfarre geschaffen wurde.

Im Jahre 1500 wurde die Kirche aufs neue im gotischen Stile zu bauen begonnen. Es wurde bis 1523 gebaut und die Kirche erhielt außen ihre heutige Gestalt. 1529 wurde der Türkengefahr wegen die starke Kirchenbefestigung von St. Michael errichtet. Die Leute des Ortes und von Wösendorf mußten bei Feindesgefahr regelmäßig Wachdienst halten.

1544, beim Durchzug spanischer Truppen, welche dem König Ferdinand in Ungarn gegen die Türken helfen sollten, aber überall schrecklich hausten, geriet der Turm der Kirche in Brand, so daß er einstürzte und die Glocken schmolzen. Aus der Glockenspeiße goß man der Türkengefahr wegen Kanonen für die Befestigungen von St. Michael und Weißenkirchen.

Der Turm wurde nicht mehr vollkommen ausgebaut. Er wurde mit einer ganz eigenartigen, schönen Zinnenkrönung, versehen. Der Turm trägt heute noch guterhaltene, verdrehbare Schießscharten.

Im Jahre 1630 stürzte das Deckengewölbe der Kirche ein. Es wurde von Ciprian Biasino, welcher die Kremser Stadtpfarrkirche mit ihrem weiten Gewölbe erbaut hatte, erneuert.

Kaiser Josef II. hob die Kirche auf. 1784 zog Pfarrer Segnitzer in die neu-geschaffene Pfarre nach Wösendorf.

Die einst so große Pfarre verlor mit diesem Jahre ihre Bedeutung. Heute werden in der geräumigen Kirche jährlich nur drei heilige Messen gelesen.

Die Beinhauskapelle birgt einen Altar, der aus Totenköpfen errichtet ist. Ein reicher Wösendorfer Bürger Namens Seefried der Freitl und seine Gemahlin Margarethe ließen sie im Jahre 1395 erbauen.

Die Kirche birgt neben schönen Steinmetzarbeiten herrliche Gemälde von unserem berühmten Kremser Maler Martin Joh. Schmidt. Leider geht sie immer mehr und mehr dem Verfall entgegen. Möge dieses Juwel, das unter der Ob Sorge des Denkmalschutzes steht, recht lange erhalten bleiben.

# Litschau in Kriegsnoten.

Von B. v. A., Litschau.

Während dem Oesterreichisch-Preussischen Kriege zwischen Maria Theresia und Friedrich II., dem Großen, blieb Litschau zwar von militärischen Einquartierungen verschont, mußte aber große Militärlieferungen leisten, und die in solchem Ausmaße, daß die Stadt und deren Bewohner gänzlich verarmten. Mit Ende des 18. Jahrhunderts stieg ein neuer Stern am militärischen Himmel auf. Es war Napoleon, der in seinem Ehrgeiz der Herr von Europa sein wollte. — Fast ganz Europa hatte er besiegt, so auch Oesterreich, das sich nach den erlittenen Niederlagen bei Esmühl und Wagram (1809) unterwerfen mußte. Nach Abschluß des Waffenstillstandes wurden die französischen Truppen in unserem Lande einquartiert. Auch Litschau erhielt eine solche Einquartierung, und es erschienen am 10. August 1809 Franzosen, die sich der Grande Nation würdig zeigten, indem sie wie Wilde hausten, die Bewohner mißhandelten und alles mit Gewalt erpreßten. Der ärgste Tag



Litschau.

war wohl der 15. August, Napoleons Namenstag. Da lärmten die Soldaten, schossen bei den Fenstern heraus und prügelten alle jene durch, welche nicht „Vive l'empereur“ rufen wollten oder es auch nicht aussprechen konnten.

Der damalige Bürgermeister führte beim Oberkommando Klage und wurde seine Bitte dahin erfüllt, daß die Franzosen am 21. August von Italienern abgelöst wurden, die sich sehr anständig benahmen und bereits am 8. September wieder abzogen. Nun erschienen württembergische Dragoner und am 18. Oktober französische Infanterie, über welche der Chronist nicht Klage führte. — Am 1. November jedoch erschienen französische Husaren, die das bisher Erlebte in den Schatten stellten. Roheit und Gewalttätigkeit waren an der Tagesordnung. Ihr Kommandant, ein Oberst, ließ sie schalten und walten, wie sie wollten, sie glichen mehr einer zügellosen Bande als einer militärischen Formation. Die Offiziere zechten und schwelgten im Schlosse und im Pfarrhof, die Mannschaften in der Stadt. Was nicht gutwillig herausgegeben wurde, mußte die Gewalt herbeischaffen. Verschiedene Lebensmittel und Heu und Hafer requirierte man einfach in den umliegenden Dörfern. Die Bauern selbst mußten die Zufuhr besorgen und erhielten zuletzt als Entlohnung Prügel. Erst am 18. Dezember zogen diese Horden ab. Erlöst atmete die Stadt auf, und wenn auch das folgende Weihnachtsfest ein armseliges war, so dankten doch alle der Vorsehung für die Befreiung und fühlten sich glücklich.

Nach diesem Zeitpunkt blieb Litschau von weiteren Einquartierungen verschont und am 18. Juni 1815 erlosch der Glückstern Napoleons auf dem Schlachtfelde bei Waterloo.

## Filialkirche St. Andreas in Weissenbach.

Von Oberlehrer i. R. Josef Czerny, Eggenburg.

Der Ort Weissenbach war bereits 1142 der Sitz eines adeligen Geschlechtes und bis heute sind von dem seit 1787 veräußerten Schlosse auf einem Hügel auch Reste zu sehen. In der Mitte des Ortes steht die Filialkirche zum hl. Andreas, bei welcher bis ungefähr 1560 ein Benefizium bestand und die nach dem Pfarrgedenkbuche in Gastern um das Jahr 1450 erbaut wurde.

Die Kirche ist ein grauer, von außen nicht mit Mörtel angeworfener gotischer Steinbau ohne Strebepfeiler, mit kleinem Holzturme und vermauertem Fischblasenmaßwerk in den Fenstern, das Presbyterium etwas niedriger als das Schiff. Im Innern zeigt sie eine zweischiffige Anlage mit zwei achteckigen Pfeilern in der Mitte. Die schönen Netzgewölbe ruhen im Presbyterium auf runden Halbsäulen, im Schiff auf stärkeren, achteckigen halben Wandpfeilern. Auf dem rechten Seitenaltare sind zwei in Kupfer getriebene Bilder, der leidende Heiland und die Schmerzensmutter mit dem Schwerte in der Brust, zu erwähnen. Auf der linken Seite der Kirche ist der Schrein eines Flügelaltares angebracht, der bei geöffneten Flügeln 11 Dezimeter hoch und 14 Dezimeter breit ist und trotz der feuchten Wand noch ein gut erhaltenes, schönes Gemälde enthält. Bei geschlossenen Flügeln sind die Darstellungen eines Heiligen mit Pallium und Buch und des hl. Franziskus Seraphikus zu sehen. Auf den Innenseiten zeigen die Flügel einen Heiligen mit Mantel, das Evangeliumbuch in der Rechten und eine Hellebarde in der Linken, auf dem Haupte eine weiße Mütze, und die hl. Elisabeth mit Brot auf einem Teller und einem Becher, einen knienden Bettler labend. Der Schrein selbst stellt Maria in der Mitte der himmlischen Mächte dar, wie Gott Vater und Gott Sohn gemeinsam die Krone auf das Haupt der hl. Maria setzen, während der hl. Geist darüber auf Goldgrund angebracht ist. Unter dem Bilde ist eine noch nicht entzifferte Inschrift und in beiden Ecken sind zwei runde Wappenschilder, die sich auf der Grabtafel des damaligen Besitzers von Weissenbach, namens *D r u c k m ü l l e r*, und seiner Gemahlin, geborene *H a u n o l d i n* (1659), wiederfinden, und da der Flügelaltar doch älter sein dürfte, wahrscheinlich an Stelle der ursprünglichen gemalt wurden.

Um die Kirche besteht seit 1787 ein Friedhof. In der Kirche befinden sich auch drei hölzerne Grabtafeln. Eine Tafel stellt die Grablegung Christi dar mit folgender Inschrift: *Allhier liegt Begraben der Wohlledle Gestrenge Herr Sigmund Druckenmüller von Müllpurk zu Weissenbach auf Schandachen, Röm. Kay. Maj. Hoff Kellermeister, vndt Berthoff Verwalter zw. Gumpoldskirchen sammt seiner Ehegemahlin, geborene Haunoldin, erzeugten 2 Söhnen und 3 Töchtern, welcher den 19. Januari 1659 seines Alters 55 Jahre in Gott Selig entschlafen, dem Gott gnädig sein wolle, Amen.*

„Non merui ut morerer, sed quia vici, de hui.“

In den beiden Ecken sind wieder die beim Flügelaltare erwähnten zwei Wappen. Das dritte Bild stellt eine von Engelnköpfen umgebene, in den Wolken schwebende Mutter mit zwei Kindern im Schoße dar, während unten zwei Wickelkinder und ein betendes Mädchen und 2 solche Knaben angebracht sind. Inschrift: „*Ex Sinu Domini Sigismundi Druckenmüller de Millburgo Domini in Weissenbach, patris sui dilectissimi, pie deces serunt una sum sororibus nomine Juliana Rosina, Isabella Mariana et Anna Sophia, quibus ter maximus . . . . 1653.*“

## Alte Bauernfamilien um Weitersfeld.

Von Hans Englbrechtsmüller, Langenlebarn.

An der Landesbahn von Reß nach Dobermannsdorf hat sich Herr Pfarrer Franz F i s i n g e r, Weitersfeld, der mühevollen Aufgabe unterzogen, im Rahmen seiner Pfarrmatrikel, die offenbar nur bis 1822 zurückgreifen, folgende alte Bauernfamilien, die weit über 100 Jahre auf demselben Hof sesshaft sind, festzustellen: In *W e i t e r s f e l d*: Nr. 35 Toisl, Nr. 22 Hauer, Nr. 56 Barger,

Nr. 66 Schnopfhagen, Nr. 68 Paltl, Nr. 82 Puhm, Nr. 91 Schulz, Nr. 92 Ziegler, Nr. 93 Krähan (dürfte einer alten Leipziger Familie entstammen, die wiederum aus den Niederlanden kamen. „Pranen“ = Krähe Sie führten drei Krähen im Wappen), Nr. 98 Huber, Nr. 105 Schweidl, Nr. 106 Hirsch, Nr. 125 März, Nr. 127 Wurst, Nr. 140 Bucher; in Frensburg: Nr. 5 Ledl, Nr. 7 Schweidl, Nr. 9 Trittnr, Nr. 10 Schaffer, Nr. 26 Schweicher, Nr. 33 Hofstätter, Nr. 34 Schinner, Nr. 40 Lang; in Pruzendorf: Nr. 6 Bischinger, Nr. 8 Bauer, Nr. 9 Lösch, Nr. 18 Polt, Nr. 20 Bucher; in Ober-Fladnitz: Nr. 3 Resch, Nr. 5 Hirsch, Nr. 8 Rodenbauer, Nr. 12 Hirsch, Nr. 29 Suttner, Nr. 31 Brunner, Nr. 33 Schinner.

(Anmerkung der Schriftleitung.)

Bei dieser Gelegenheit sei auf das kürzlich im Agrarverlag, Wien, 1. Bez., Landwirtschaftskammer, vom Verfasser erschienene illustrierte Büchlein „Alte Bauernfamilien in Niederösterreich“, Preis samt Zusendung S 1.—, verwiesen.

## Der große Brand in Waidhofen an der Thaya am 7. August 1873.

Von Philipp Waldbach, Wien \*).

Am 7. August 1873 jährt sich zum sechzigsten Male der Tag dieses furchtbaren Brandunglückes.

Es war ein sonniger Donnerstag, doch wehte ein heftiger Wind, der sich mittags und während des Brandes zu einem argen Sturm entfaltete.

Es war kurz nach dem Mittagmahl, als durch die Stadt unheilverkündende Hornsignale der Feuerwehr erschallten und die Bewohner der Stadt in ängstliche Aufregung versetzten.

Ich befand mich gerade in unserem Garten, der vor meinem Vaterhause, gegenüber dem herrschaftlichen Schlosse lag, als der damalige Schloßgärtner über die Höbertstiege heraufeilte und mich fragte, wo es brenne?

Ich konnte ihm nur eine verneinende Antwort geben und lief hinter ihm her. Wir liefen durch die Stadt, wobei viele, aus den Häusern eilende Einwohner sich, ängstlich fragend, erkundigten: „Wo brennt's denn?“

Da riefen einige uns entgegenkommende Leute zu: „Drauß'n, beim Hofbauern brennt's!“

Das Gebäude lag westlich außerhalb der alten Stadtmauern. Sein Besitzer war der Gastwirt „Zum goldenen Löwen“, Fleischhauer, Schweinehändler und Eigentümer einer größeren Landwirtschaft.

Als wir zur Brandstätte kamen, sahen wir aus dem Dache rechts neben dem an das Eingangstor angrenzenden, ebenerdigen Gebäude, worin sich eine Fleischbank befand, Rauch und Flammen hervorkommen. Einige Feuerwehrmänner hatten an das Gebäude eine Leiter angelehnt und versuchten, den Brand zu löschen.

Während sich die Männer bemühten, den Brand an dem vorderen Gebäude zu löschen, loderten und schossen plötzlich mächtige Feuergarben aus den rückwärts um den Hof gelegenen Wirtschaftsgebäuden empor und der Sturm wirbelte einen ununterbrochenen Sprühregen von feurigen Funken und brennenden Strohteilen hoch in die Lüfte und über die Stadtmauern hinein in die östlich liegende Stadt. Gleich darauf brannte es in der Schulgasse.

Da nun von den durch die Stadt laufenden Nachrichten eine trostloser wie die nachfolgende lautete, so wurden die vielerlei Vermutungen fast zur Gewißheit, daß bei dem heftigen Sturme und der schon seit längerer Zeit vorherrschenden Trockenheit und Dürre eine Eindämmung des verheerenden Elementes eine menschliche Unmöglichkeit sei.

\*) Herr Philipp Waldbach, Wien, der bekannte Waldviertler Mundartdichter, ist ein gebürtiger Waidhofener und war als Kind Augenzeuge des Brandes, über den er anschaulich berichtet. (Anmerkung der Schriftleitung.)

Mein guter Vater traf daher sogleich die nötigen Vorbereitungen, im Falle, daß auch uns das drohende Unglück ereilen sollte. So gab er mir den Auftrag, die schon gemästeten acht Schweine aus dem Hause fort und in den Thanafluß zu treiben. So jagte ich die Tiere zum Hause hinaus, der Straße entlang, durch die Vorstadt Niedertal, über die Brücke, bis zur sogenannten „Heimatsleiten“. Von der Stadt kamen Scharen von Kindern gezogen, behütet von klagenden und weinenden Frauen, besetzten den Hügel und richteten ihre ängstlichen Blicke nach der brennenden Stadt.

Ich weilte einige Zeit unter dieser jammernden Menge und starrte ebenfalls sprachlos nach dem Flammenmeere hin. Von den Häusern der hochgelegenen Stadt sah man eigentlich nur die die Stadtmauern überragenden brennenden Dächer. Kaum hatte das Feuer ein neues Dach erfaßt, so zerstob der heulende Sturm auch schon die brennenden Schindeln und Balken nach allen Richtungen hin auseinander. Die Vorstadt Niedertal brannte lichterloh. Hoch züngelten die Flammen und ein fortwährendes Knistern und Krachen drang herüber an unsere Ohren.

Ja, manche Bewohner des Niedertals, deren Häuser knapp am Flusse lagen, konnten sich — wie sie nachher selbst berichteten — nur durch das Verweilen bis zur Brust im Wasser des Flusses vor dem sonst sicheren Feuertode erretten.

Mein Vaterhaus, das ich von meinem Standplatz erblicken konnte, stand noch unverfehrt. Da ergriff mich ein ängstliches Bangen und ich stürmte heimzu; doch als ich über die Brücke gekommen war, benahm mir eine drückende Hitze fast den Atem, Rauch, Funken und Aschenstaub umwirbelten mich, so daß ich kaum die Augen öffnen konnte. Kein lebendes Wesen war zu sehen. Ich machte eilends Kehrt und suchte meinen Weg zurück, durch die Bruckmühle, über das Wehr und den Gaisberg hinauf, um von der Westseite in die Stadt und von da heimzukommen. Beim Hofbauer war schon alles niedergebrannt und nur mehr eine rauchende Trümmerstätte übrig. Ich lief beim Realgymnasium vorüber und wollte durch die Schulgasse nach Hause kommen. Auch da kam ich nicht weiter vorwärts als bis zum Hause des Buchbinders Rautter, das später der Demolierung verfiel. Der Kirchturm, den ehemals eine Kuppel krönte, brannte und der seitwärts stehende besonders mächtige Lärchenbaum prasselte gleich einer sprühenden Fackel. Diesen schönen Baum soll einst der frühere Pfarrer Lehrbaum (1740 bis 1770) gepflanzt haben, darum nannte man diese Lärche im Volksmunde allgemein den „Lehrbam“. Er wurde nach dem Brande beseitigt.

So kehrte ich wieder um, lief zurück, der außerhalb der Stadtmauern gelegenen Häuserreihe entlang und durch das Böhmtor in die innere Stadt. Als ich durch die Böhmgasse an die Ecke des Hauptplatzes kam, standen schon im oberen Teile einige Häuser in hellstem Feuer, während im weiter unten gelegenen Teile die Häuser noch unverfehrt waren. Am Eckhause des Hauptplatzes und der Böhmgasse, Eigentum des Herrn Hoffinger, waren einige Männer eben beschäftigt, die auf das Dach gewehten glühenden Funken zu löschen. Ich eilte weiter. In der Einfahrt des Gasthofes „Zum goldenen Ochsen“ standen mehrere Personen, darunter mein Turnlehrer und damaliger Feuerwehrhauptmann, Herr Josef Merth. Sie alle blickten gespannt und beobachtend nach dem Rathhausturme, dem Rauch entqualmte und aus dessen Fensteröffnungen Flammen hervorzüngelten. Auf einer angelehnten Leiter standen einige Feuerwehrmänner und nahmen die ihnen aus einem Fenster des ersten Stockwerkes dargereichten Aktenbündeln in Empfang, um dieselben zu bergen. Doch auch hier litt es mich nicht lange.

Zu Hause hatte mein Vater schon die nötigsten Anstalten getroffen. Einige hilfsbereite Männer aus Tarolden und Ulrichschlag hatten eine an der Ecke des Schloßgartens verlassen stehende Feuerspritze in unsere Hauseinfahrt geschoben und aus dem Hausbrunnen mit Wasser gefüllt. Nur eine leise Hoffnung wagten wir noch zu hegen, von dem uns drohenden Unglück verschont zu bleiben.

Es war schon 5 Uhr nachmittags, als ein vorübereilender Mann uns zuschrie: „Die Apotheke brennt!“

Nun ließen wir alle Hoffnung fahren, vom Unglück verschont zu bleiben. Es währte auch nur eine kurze Zeit, so stürzten sich die gierigen Flammen über unser

Dach. Im Nu brannte das ganze Dachwerk und schon warf — zum Glück im Unglück — der heftige Sturm die brennenden Teile des Daches nacheinander in den Garten und auf die Straße. Die hilfsbereiten Männer setzten die Feuerspritze in vollste Tätigkeit, unsere Wohnparteien schleppten Wasser herbei und so arbeiteten und löschten wir nach Kräften, und Gott sei Dank mit Erfolg.

Sobald die Hauptgefahr gebannt war, ging ich einstweilen durch das schmale Gäßchen, zwischen dem uns gegenüberliegenden Hause meines Firmpaten, Herrn Wißgrill, und den Schloßgarten, ins Freie, um Umschau zu halten. Hier, im nordseitigen Stadtgraben sowie dem angrenzenden Schloßberge und bei der einst als Kapelle benützten „Loretto“, lagerten und trieben sich viele geflüchtete Bewohner der Stadt herum und bejammerten gegenseitig ihr bedauernswertes Schicksal. Auf den Wiesengründen weideten frei herum die geretteten Haustiere. An der Straße, die nach Bestennötting führt, neben dem dort gelegenen herrschaftlichen Küchengarten, befand sich damals der herrschaftliche Meierhof. Ein großes Biered von Gebäuden, Stallungen, Schupfen und Scheunen. Auch diese Objekte waren vollständig niedergebrannt, samt den Heuvorräten und Kornfrüchten, die wir daselbst eingelagert hatten. Sie wurden auch nicht mehr aufgebaut und der Platz in einen Garten umgewandelt. Da traf ich einen Schulkollegen, der mich einlud, mit ihm auf die südliche Terrasse des Schlosses zu kommen. Von dieser Stelle aus blickten wir hinab auf die rauchenden und verglühenden Trümmerstätten der Vorstadt Niedertal. Ebenso sahen wir nach dem südöstlich, drüber dem Thanafluß abseits gelegenen Dorfe Alt-Waidhofen, wo mehrere Bauernhöfe in hellen Flammen standen. Ja, selbst viele, weit draußen, auf den entfernten Stoppelfeldern stehende Kornmandeln rauchten und brannten lichterloh, entzündet durch die vom Sturme dahingewehten glühenden Aschenreste.

Wie später berichtet wurde, so wurden verkohlte Aschenteile in Groß-Siegharts und dem über vier Stunden entfernten Orte Raabs und Umgebung massenhaft aufgefunden.

Der 7. August 1873 brachte viel der Sorge und Not über die Bewohner meiner geliebten Vaterstadt, da nur wenige Häuser in der Stadt vom Brande verschont geblieben. Doch bei all dem Unglück und schwersten Gefahren war kein einziges Menschenleben zu beklagen, währenddessen, wenn der Brand, bei dem schnellen und großen Umfange, in der Nacht so gewütet hätte, ihm gewiß so manches Menschenleben zum Opfer gefallen wäre. Dies war die allgemeine Ansicht.

Es folgten nun viele Monate hindurch schweren Kampfes und harter Arbeit. Aber meine lieben Landsleute, die Waldviertler, kennen kein Verzagtsein. Die Zeit verstrich, das Elend wich und das traute Heimatstädtchen ward nun schöner wie vorher.

\* \* \*

Zu diesen Ausführungen stellte der Schriftleitung noch Eduard Daniek folgende Artikel zur Verfügung, die damals nach dem Brande in den Wiener Zeitungen erschienen sind.

Das „Neue Wiener Tagblatt“ schrieb Sonntag, den 10. August 1873: „Brand in Waidhofen an der Thana. Donnerstag mittag ist in der Stadt Waidhofen an der Thana ein Brand ausgebrochen, welcher, begünstigt durch den herrschenden Sturm, bald eine solche Ausdehnung gewann, daß von den beiläufig 300 Häusern dieser Stadt 275 niedergebrannt sind. Das Feuer bewegte sich in rapiden Sprüngen, so daß beispielsweise das mitten auf dem Markt stehende Rathaus mit einem blechernen Turm gänzlich niedergebrannt und der Turm eingestürzt ist. Die Zimmer der Wohnungen sind größtenteils ausgebrannt und die Bewohner sind aller ihrer Habseligkeiten beraubt. Von den größeren Gebäuden wurden nur das Landesgymnasium und die Volksschule gerettet. Sofort auf die Anzeige des Brandes begaben sich zwei Mitglieder des niederösterreichischen Landesauschusses nach dem Unglücksorte, und zwar Dr. Schrank und Thomas. Den Verunglückten wurden aus Landesmitteln einstweilen 2000 Gulden gespendet. Die Berichte konstatieren eine sehr trostlose Lage. Vorgestern erst

konnte man daran denken, die Haustiere, welche sich auf den Feldern und in den umliegenden Ortschaften zerstreut hatten, einzufangen, während Geflügel und ähnliche Haustiere verbrannt sind. Man spricht von Brandlegung und von Drohbrieffen, die früher abgeschickt worden sein sollen, ohne daß übrigens für diese Gerüchte ein irgendwie glaubwürdiger Nachweis vorhanden wäre."

„Neues Wiener Tagblatt“, vom 12. August 1873: „Wie die Korrespondenz Schweizer mitteilt, hat der Kaiser für die Abbrändler Waidhofens aus seiner Privatkasse einen Betrag von 4000 Gulden gespendet, welcher gestern dahin abgegangen ist.“

Am 13. August: „Unsere Leser kennen aus den bezüglichen Berichten das große Brandunglück, das die Stadt Waidhofen an der Thaya getroffen hat. Die neuerdings einlaufenden Meldungen lassen dasselbe noch schrecklicher erscheinen, als es anfangs den Anschein hatte. Ein großer Teil der Bevölkerung befindet sich in entsetzlicher Notlage, Hab und Gut sind ein Raub der Flammen geworden, die Betroffenen haben nichts zu essen und wissen nicht, wohin sie ihr Haupt legen sollen. Wir veröffentlichen im nachstehenden zwei Briefe, die aus der hartbetroffenen Stadt uns zukommen und die schreckliche Lage der Bevölkerung schildern.

Der eine Brief lautet:

„Löbliche Redaction!

Das furchtbare Brandunglück, welches am 7. August unsere Stadt heimgesucht hat, dergestalt, daß viele Bewohner um ihre gesamte Habe gebracht wurden und nur das nackte Leben zu retten im Stande waren, veranlaßt uns, an den bewährten Wohltätigkeitsinn der Wiener Bevölkerung zu appellieren. Die Not der zum größten Teile obdachlosen Bevölkerung ist wahrhaftig gräßlich und um so furchtbarer, als die Bewohner der kaum 40 nicht abgebrannten Häuser leider nur wenig zur Vinderung der Not ihrer Mitbürger beizutragen imstande sind.

Wir wenden uns daher an die löbliche Redaction vertrauensvoll mit der Bitte, in Ihrem geschätzten Blatte einen Aufruf an Geld und Kleidungsstücken und Wäsche für die durch Feuer verunglückten Bewohner erlassen zu wollen.

Mit ausgezeichnete Hochachtung, der Obmann des Hilfskomitees,  
L i e b l, Bürgermeister.

Waidhofen an der Thaya, am 9. August 1873.“

Dann folgender zweiter Brief:

„Löbliche Redaction.

Namenloses Unglück hat die Stadt Waidhofen an der Thaya getroffen. Ein am 7. d. M. ausgebrochener Brand, begünstigt durch die große Dürre und den ungeheuren Sturm legte die ganze Stadt in Asche. Von 230 Häusern wurden mehr als 200 ein Raub der Flammen. Hier ist Hilfe nötig. Mehr als eine halbe Million Gulden beträgt der Schaden. Waidhofen hat sich stets hervorgetan durch seinen Patriotismus, hat stets gehalten zum erlauchten Kaiserhaus, hat nie die Fahne der liberalen Sache verlassen und für gemeinnützige Zwecke (Volks- und Bürgerschule), im Verhältnisse zu seiner Größe mehr geleistet als jede andere Stadt Oesterreichs. Hier gilt es einer deutschen Stadt zu helfen, und darum bitten wir Sie, Herr Redacteur, diesen Zeilen in Ihrem Blatte Raum zu geben.

Achtungsvoll

A. B i n d e r.“

Das „Neue Wiener Tagblatt“ und mit ihm die meisten Wiener Blätter erließen Sammelaufrufe und tatsächlich kam eine ganz beträchtliche Summe zustande. Es wurde nicht nur von den Zeitungsredaktionen gesammelt, das goldene Wienerherz veranstaltete auch zahllose Hilfsaktionen, die wir verschiedenen Blättern der damaligen Zeit entnehmen.

Zum Beispiel: Am 20. August fand in Leberls Gasthaus ein großes Festkonzert mit Heurigenmusik statt, dessen Reingewinn den Abbrändlern Waidhofens gewidmet war.

Die Tischgesellschaft im Gasthause Wienstraße 39 sammelte 126 fl.

Das Erträgnis eines Festes im Gasthause zum Mondschein betrug 63 Gulden.

Eine Sammlung im Gasthause des Herrn Wilvonnseder auf dem Weltausstellungsplatze ergab 160 Gulden.

Die Direktion der Blumensäle spendete das Reinerträgnis eines Festes im Betrage von 850 Gulden.

Das Chorherrenstift Klosterneuburg schickte 1000 Gulden.

Besonders warm für die Abbrändler Waidhofens setzte sich das damals überaus stark verbreitete humoristische Wochenblatt Anton Langers „Hans Jörgel von Gumpoldskirchen“ ein, das einige tausend Gulden sammelte.

Die Zeitungen der nächsten Woche veröffentlichten ganze Spalten von Sammel Listen, ein Beweis, daß der Aufruf der Waidhofener Bürger beim goldenen Wiener Herzen Verständnis gefunden hatte.

Noch ein tragisches Ereignis vom Brande sei hier verzeichnet:

„Tagblatt“ vom 16. August 1873: In Waidhofen lebt ein pensionierter Bezirkskommissär mit seiner Familie, der ein Vermögen von 8000 Gulden in Staatspapieren besaß. Die Papiere verwahrte er in seiner Wohnung in der unteren Stadt, die Nummern der Staatspapiere trug er immer sorgsam bei sich. Als das Feuer in der oberen Stadt ausbrach, eilte er zu seiner verheirateten Tochter, nachdem er, um seinen Rock, in dem sich die Nummern befanden, zu schonen, rasch einen abgetragenen Hausrock angelegt hatte. Aber das Feuer griff mit so furchtbarer Schnelligkeit um sich, daß, als er kaum in der oberen Stadt angekommen ist, auch die untere Stadt in Flammen steht. Es ist nicht möglich, aus der Wohnung des Bezirkskommissärs etwas zu retten, die Staatspapiere werden ein Raub der Flammen, aber auch der Rock mit den Nummern. Das kleine Vermögen ist mit der Unmöglichkeit der Amortisierung rettungslos verloren. Der Geschädigte ist der Verzweiflung nahe, sein tragisches Schicksal erregt allgemeine Teilnahme.

## **Johann Georg Grafel und seine Kameraden.**

Von Dr. Robert Bartsch, ord. Universitätsprofessor.

Zweite vermehrte Drucklegung.

Die erste Auflage erschien 1924 in der Sammlung merkwürdiger Straffälle: Aus dem Archiv des Grauen Hauses.

(5. Fortsetzung.)

Es war inzwischen Herbst geworden. Auf Grafels Einladung besuchten ihn die Schwestern Eigner bei der Grill. Josefa ging bald wieder weg, die Salerl jedoch, die ihr einjähriges Kind mitgebracht hatte, blieb. Nach einigen Tagen kam die Luise von einem ihrer Hausier- und Bettelzüge zurück und sagte, sie wüßte einen guten Diebstahl in Hollenbach (etwa eine Stunde nördlich von Ulrichschlag). Ihr Liebhaber Fischer tat mit. Nun zogen sie alle vier, die Salerl mitsamt dem Kind, von der Grill weg und gingen nach Hollenbach (18. Oktober, Nr. 203). Die beiden Weiber blieben in einem Dorfe bei Hollenbach zurück und warteten. Die Männer stiegen über den Gartenzaun zu dem beschriebenen Fenster (es war das Haus eines Schweinehändlers); das Fenstergitter brachen sie mit einem Holz weg. Grafel drückte das Fenster ein und machte Licht, dann stieg er ein. Im Zimmer waren unversperrte Kasten und eine Truhe. Diesen entnahm Grafel viele wertvolle Gewandstücke, Pelze, Samtgewänder mit Silberknöpfen, Atlas, Stiefel, Tabakspfeifen usw. (Schade über 1700 fl.) Sie trugen die Beute zu den Weibern und teilten sie dort. Fischer empfahl Grafel, er solle nach Wildberg zu seinem Bruder,

dem dortigen Gerichtsdienner, gehen, bei dem könne er sich aufhalten, ohne etwas befürchten zu müssen. Grasel befolgte den Rat, während Fischer mit der Luisl anderswohin zog <sup>294</sup>).

Beim Gerichtsdienner Paul Fischer waren Grasel und die Salerl 8 Tage. Sie hielten sich Tag und Nacht auf dem Boden auf. Als Grasel dem Gerichtsdienner erzählte, daß er die Sachen mit seinem Bruder Michel in Hollenbach gestohlen habe, sagte dieser: „Schauts, warum kommt denn mein Bruder nicht her? Es ist ja sicher auf meinem Boden, dahin kommt niemand und da könnt ihr ein Jahr bleiben“. Verschiedene Kleider und eine Goldhaube schenkte Grasel der Salerl <sup>295</sup>).

Gegen Ende der Woche kam die Luisl wieder und lud Grasel ein, mit ihr nach Bernschlag zu gehen (4 Kilometer westlich von Allentsteig), wo Fischers Stiefbruder Weigel ein kleines Häuschen besaß. Dort würde er Michel Fischer und Zottel treffen. Grasel ging mit der Luisl; die Salerl mit dem Kind blieb in Wildberg.

In Bernschlag traf Grasel Zottel und Fischer; sie wollten einen Fleischhauer in Riegers bestehlen, von dem Luisl behauptete, er hätte viel Silbergeld. Die drei gingen früh am Nachmittag des 26. Oktober weg, weil sie bis Riegers 6 Stunden Marsch vor sich hatten <sup>296</sup>). Nachts führte sie Zottel zum Fleischhauerhaus (Nr. 204). Das Fenstergitter wurde ausgewogen, Grasel und Zottel stiegen ein Grasel machte die Truhe auf, Zottel die Kasten. In der Truhe war Geld, 500 fl. Schein, 13 fl. Silber, in den Kästen viele Kleider, Wäsche und zwei Hauben. Sie warfen alles zum Fenster hinaus, machten zwei Bündel und waren noch vor Tagesanbruch wieder in Bernschlag. Kleider und Silbergeld wurden bei Weigel geteilt. Nach der Teilung kehrte Grasel nach Wildberg zurück; er gab der Salerl 20 fl., dann nahm er von ihr und dem Kinde Abschied, und sie zog zunächst nach Stallek. Grasel sollte die Geliebte mit dem Kind nicht wiedersehen <sup>297</sup>).

Auch Grasel blieb nicht in Wildberg, sondern zog wieder weiter. Wohin er gehen wollte, wissen wir nicht. In Dietmannsdorf an der Wild traf er Zottel, der ihn begleitete. Zuerst gingen sie nach Karlstein, dann führte Zottel den Grasel zum Halter Lugos in Ganz bei Allentsteig und gab ihn für einen Wasenmeistersohn aus Weitra aus. Dort blieben sie zwei Tage und wanderten dann noch Horn zu Ehgartner. In der Nacht des 6. November kamen sie an. Ehgartner war sehr aufgeregt, er wollte Grasel nicht aufnehmen. Er solle machen, daß er fortkomme, nach Bayern oder sonst wohin. Er tat überhaupt sehr ängstlich und sagte, daß Grasel in seinem Leben auf keinen grünen Zweig mehr komme, wenn er gefangen würde. Darum gingen Grasel und Zottel sofort wieder weg <sup>298</sup>). Es war höchste Zeit gewesen; kaum waren sie fort, als Soldaten kamen, die die Wasenmeisterei nach Grasel zu durchsuchen <sup>299</sup>). Sie gingen die Straße zurück, die sie gekommen waren. Eine Stunde vor Brunn a. d. Wild schlofen sie unter einer Brücke.

Bei Tagesanbruch, als es noch finster war, gingen sie nach Brunn. Die Leute hatten überall Licht. Das Schlafen im Freien hatte die beiden tüchtig ausgefroren. Grasel kaufte beim Bäcker Brot und fragte, wo er Branntwein bekäme. Man schickte ihn zum Schuster, dort kaufte Grasel Branntwein und fragte dabei, was es Neues gäbe. Der Schuster sagte, es sei eben eine allgemeine Streife wegen des Grasel und erzählte in gleichgültigem Ton, während er Fleisch hatte, von den

<sup>294</sup>) B.-B. 176—178, 244, 247, 301 f.

<sup>295</sup>) B.-B. 177 j.

<sup>296</sup>) Es gibt mehrere Orte namens Riegers im Waldviertel. Die Entfernungsangabe (6 Stunden von Bernschlag) trifft am besten für Riegers östlich von Dobersberg zu (24 Kilometer Luftlinie), Riegers bei Rosenau (17 Kilometer Luftlinie) und Riegers bei Allentsteig (10 Kilometer Luftlinie) sind zu nahe.

<sup>297</sup>) B.-B. 178 ff., 223 ff., 244, 324 ff.

<sup>298</sup>) B.-B. 49.

<sup>299</sup>) So erzählte Ehgartner der Kesi Hamberger und der Penkhart — zwei Tage später.

geplanten Nachstellungen. „Ja“, sagte er „dem Grasel seien sie recht nach.“ Grasel hätte gerne noch mehr Brantwein getrunken, allein auf diese Nachricht hin fand er es ratsamer, weiterzugehen<sup>300)</sup>.

Als sie vor den Laden traten, sahen sie die Straße voller Menschen, die von der Streife sprachen. Sie sagten, sie hätten die Aufgabe, die Straße zu besetzen. Als Grasel dies hörte, rief er Zottel zu, er solle mit ihm in einen Garten steigen. Allein Zottel, der voraus war, hörte nicht, ging fort und wurde darauf verhaftet. Grasel flüchtete in einen Garten, von dort in einen Stadel, stieg auf den Boden und kroch ins Heu. Von seinem Bersted aus sah er, wie Zottel vorbeigeführt wurde. Grasel rührte sich nicht, wartete bis es Nacht wurde und eilte dann nach Wildberg (kaum eine Stunde nördlich).

Fischer scheint Grasel die Aufnahme verweigert zu haben. Denn er ging noch in derselben Nacht weiter nach Bernschlag und bat Fischers Stiefbruder Weigel um Aufnahme. Auch dieser schlug die Bitte ab, weil auch bei ihm visitiert wurde.

Nun ging er zum Halter Lugos in Ganz. Die Halterleute argwöhnten bald, daß ihr Gast der Grasel sei, doch dieser leugnete anfänglich. Erst als das Weib ihm sagte, daß die Beschreibung auf ihn passe, und ihm zusagte, ihn nicht zu verraten, gab er es zu. Dort lebte er nun acht Tage im Verborgenen, gab Geld für das Essen und schlief auf dem Boden.

Alles ging den Grasel indes um Geld an. Die Halterin wollte 50 fl. haben, der Schuster in Groß-Haselbach gar ein Darlehen von 500 fl. Grasel schlägt ihm das ab, schenkt ihm aber 5 fl. Dafür weiß der Schuster einige reiche Bauern, wo Geld zu stehlen sei, und bietet sich an, mitzugehen. Es müsse aber bald geschehen, bevor Schnee falle. Der verängstigte Grasel lehnt den Zudringlichen ab. Den Mädchen des Halters schenkt er Geld und Tücheln, die er noch von früheren Diebstählen bei sich hat. Die Halterin sagt ihm, er könne den ganzen Winter bei ihr bleiben. „So haben“, fügt Grasel bitter hinzu, als er dem Untersuchungsrichter davon erzählt, „alle Leute, die mir Unterstand gaben, zu mir gesprochen, so lange ich ihnen etwas gegeben habe. Wenn ich ihnen aber eine Zeit nichts gab, so waren sie aufgebracht und wollten mir keinen Unterstand mehr geben; ja, sie eiferten mich sogar an, ihnen mehr und bessere Sachen zu bringen.“

Inzwischen war im Halterhause das Fleisch ausgegangen. Da ging Grasel am 10. November nachts in das nahegelegene Ehsenbach in ein Bauernhaus, stahl ein Schaf aus dem Stall, stach es ab und trug es zum Halter (Nr. 205). Dieser zog es ab, die Frau kochte das Beuschel, von dem auch Grasel aß. Es war sein letzter Diebstahl. Vom Braten hat Grasel nichts mehr bekommen, denn inzwischen war Weigel aus Bernschlag herübergekommen und hatte die Post gebracht, Grasel solle nach Horn kommen, Ehgartner habe ihm etwas Wichtiges zu sagen.

Grasel ging nachts nach Bernschlag und traf bei Weigel den Michel Fischer. Dieser hatte auf dem Markt in Horn von der Ehgartnerin oder der Gall Nani gehört, daß die Hamburger Kessel aus ihrem Arrest von jemandem befreit worden sei. Grasel solle nach Horn zu Ehgartner kommen; dieser nämliche Mensch würde ihm einen Paß verschaffen und ihn ins Ausland bringen.

Nun schien Grasel ein Hoffnungsschimmer aufzugehen. Er selbst hatte daran gedacht, nach Ungarn zu gehen. Dort hatte er Bekannte und Freunde, und die dortige Verwaltung versprach ihm noch weit größere Sicherheit als die österreichische. Aber er war bereit, auch nach Bayern oder Schlesien oder wo immer hinzugehen, und die Aussicht, daß die befreite Kessel ihn begleiten werde, hat ihm sicher den Entschluß erleichtert.

Michel Fischer wollte zwar, daß Grasel noch in derselben Nacht den Zottel in Wildberg befreie, aber Grasel ließ sich darauf nicht ein, sondern gab dem Fischer nur 3 fl. für Zottel und machte sich eilends auf den Weg nach Horn.

Montag, den 13. November, um 3 Uhr früh, traf er bei Ehgartner ein; er klopfte ans Fenster, es wurde geöffnet und er ging in die Wohnung. Ehgartner

<sup>300)</sup> B.-B. 49, 180.

erzählte ihm, wie ein gewisser Michel seine Geliebte und die Kessel aus dem Arrest in Drosendorf befreit und wie dann die Kessel und Michel bei ihm gewesen seien. Michel hatte die Kessel mit sich nach Mähren genommen; er sei bereit, Grasel in seine Heimat nach Schlesien mitzunehmen, wolle aber noch vorher mit ihm einen Einbruch in Mähren begehen. Grasel wollte sich sofort nach Mähren begeben, aber Ehgartner gab es nicht zu. Er würde den Weg nicht finden, auch habe er keinen Paß. Grasel hatte nur ein Zeugnis auf den Namen Johann Kohl lautend bei sich, worin bestätigt war, daß er fünf Monate als Polizeidiener in Zlabings gedient habe. Dieses Zeugnis hatte ihm durch Vermittlung der Everl der Schneider Volkmer erst vor wenigen Wochen verschafft. Es wurde darum Seppel Fichtner nach Mähren geschickt, daß er den Michel hole. Grasel gab ihm 80 fl. auf die Reise mit.

So mußte nun Grasel auf die Ankunft Michels warten. Aber Ehgartner behielt ihn nicht im Hause. Die ganze Woche hielt sich Grasel im Wald hinter der Mühle auf. Jeden zweiten Tag, wenn es finster wurde, kam er zu Ehgartner, aß dort, dann mußte er wieder weggehen und schlief hinter Gesträuchen. Brot und Fleisch gab ihm Ehgartner mit. Die Witterung war recht ungünstig. Ein Wiener Tagebuch aus dieser Zeit<sup>301)</sup> notiert für Mittwoch: Kälter, nasser Tag. Donnerstag: Regen. Freitag: Heiter, gefroren, etwas kotig. Samstag: Früh neblig. Erst Sonntag, den 19. war wieder ein schöner Tag. Als Grasel an diesem Tag abends um 6 Uhr zu Ehgartner kam, traf er Seppel, der aus Mähren zurückgekehrt war. Er war gestern mit Michel bis Znaim gefahren, dieser war dort eingekerkert, er aber war die Nacht durch nach Horn gewandert. Am Abend sollte Michel mit einem Fuhrwerk kommen. Grasel blieb nicht in der Wohnung. Er wartete vor dem Hause auf Michels Ankunft<sup>302)</sup>. Es schien, als ob er nicht kommen wolle. Erst gegen 10 Uhr hörte man ein Fuhrwerk und Grasel ging mit Seppel hinaus, seinem vermeintlichen neuen Freund entgegen.

## VII.

### Die Jagd nach dem Grasel. (1815).

Die Tatsache, daß Grasel so lange seinem Handwerk nachgehen konnte, ist sehr erstaunlich. Sie erklärt sich aus den Justiz- und Polizeiverhältnissen der damaligen Zeit. Wie schon erwähnt, standen Justiz und Polizei in erster Instanz (außer über Adelige) in den landesfürstlichen Städten den Magistraten, sonst den Grundherrn (den „Herrschaften“ oder „Dominien“) zu. Seit Josef II. war die Gerichtsbarkeit dieser Herren unter strenger staatlicher Aufsicht; sie mußten sie durch rechtskundige, vom Obergericht geprüfte Beamte (Justiziere) ausüben; sie waren für den Schaden haftbar, den die Justiziere bei ihrer Amtsführung verursachten; das Appellationsgericht übte die Aufsicht aus und konnte Justiziere im Disziplinarwege entfernen. Ein Teil dieser Herrschaften hatte auch die Landgerichtsbarkeit, das heißt die Gerichtsbarkeit über schwere Verbrechen.

Alle diese Gerichte hatten ungemein kleine, vielfach übergreifende Sprengel. Es gab etwa tausend Herrschaften in Niederösterreich (die genaue Zahl wußte niemand), von denen etwa 200 Landgerichte waren. Zweihundert Galgen standen in einem Lande, das damals sicher nicht über eine Million Einwohner zählte. Zum Vergleich sei bemerkt, daß es heute in Niederösterreich außerhalb der Zweimillionenstadt Wien nur 66 Bezirksgerichte gibt und daß nur sechs Gerichtshöfe (davon zwei in Wien) über Verbrechen urteilen. Man kann sich denken, daß ein Landesgerichtsverwalter, der neben der Zivil- und Strafgerichtsbarkeit auch die ganze Polizei mit der unzulänglichen Exekutivgewalt von einem oder zwei Gerichtsdienern und den Gemeinde„wachtern“ ausübte, der dabei obendrein meist noch die landwirtschaftliche Verwaltung des herrschaftlichen Gutes zu besorgen

<sup>301)</sup> Rosenbaums Tagebuch in der Nationalbibliothek.

<sup>302)</sup> B. 7.

hatte, zwar sehr vielseitig beschäftigt, aber in nichts gründlich erfahren war, am wenigsten in der geschickten Behandlung schwieriger Kriminalfälle<sup>303</sup>).

Und nun sollten diese vielen kleinen Landrichter, die vermutlich nur alle paar Jahre einmal einen schweren Verbrecher sahen, mit einer so ausgebreiteten Verbrechergesellschaft fertig werden, die sich noch dazu der heimlichen Unterstützung der Gerichtsdienere erfreute.

Der hohen „Polizei- und Censur-Hofstelle“ in Wien, die damals unter der Leitung des Geheimen Rates Franz Freiherrn Sager von Altensteig<sup>304</sup>) stand, war es natürlich höchst unangenehm, daß wenige Meilen von der Hauptstadt, in der sich das glanzvolle Treiben des Wiener Kongresses abspielte, eine gefährliche Räuberbande ihr Unwesen trieb.

Aber so viele Köpfe, so viele Meinungen gab es; jeder Kreishauptmann, jeder Polizeidirektor hatte einen anderen Plan, und jeder von den Landrichtern hatte auch seine besondere Methode, den Grasel zu fangen.

Das führte — wie der mährische Landesgouverneur Graf Mittrowsky<sup>305</sup>) in einem Bericht an den Minister im Oktober 1815 klagte — zu endlosen Schreibereien zwischen den einzelnen Aemtern, und die Antwort kam meist erst, wenn sie durch die Tatsachen überholt war. Die Maßregeln des einen störten den Plan des anderen, und wenn einer Anstalten traf, Grasel in sein Gebiet zu locken, so traf sicherlich der Nachbar Maßnahmen, die Grasel weit weg verscheuchen mußten.

Ein angeblicher Anschlag Grasels auf die Jglauer Kreiskasse führte zu aufsehenerregenden Sicherheitsmaßregeln, die Grasel sicher abhalten mußten, Jglau zu betreten, während man ihn dort, in einer größeren Stadt, leicht hätte verhaften können<sup>306</sup>).

Unter diesen Umständen ist es wirklich zu verwundern, daß es den Landgerichten doch gelang, nach und nach die gefährlichsten Spießgesellen Grasels zu verhaften. Nun führte aber jeder Gerichtsverwalter die Kriminaluntersuchungen auf seine eigene Weise. Das Spiel mit den gegenseitigen Ersuchsschreiben ging von neuem an, und anstatt Klarheit in die Sache zu bringen, schufen sie nur Verwirrung. Diesem Durcheinander wurde erst im Oktober 1815 ein Ende gemacht, als durch einen Erlaß aller beteiligten Hofstellen ausschließlich der Wiener Magistrat mit der Untersuchung aller mit der Graselschen Angelegenheit zusammenhängenden Fälle betraut und alle Zivil- und Militärgerichte angewiesen wurden, die Verhafteten nach Wien einzuliefern<sup>307</sup>).

Die Hauptmethoden, mittels deren man Grasel habhaft zu werden trachtete, waren die Veranstellung von Streifen und Durchsuchungen verdächtiger Häuser (Visitationen). Im Verein mit herrschaftlichen Jägern und Bedienten durchsuchten die Kriminalrichter Häuser und Wälder, die ihnen ein Aufenthalt der Einbrecher zu sein schienen. Auf diese Weise wurden allmählich die meisten Kameraden Grasels gefangen; dieser wußte aber, wie wir wissen, jedesmal wie durch ein Wunder zu entkommen.

<sup>303</sup>) Siehe über die Gerichtsverhältnisse: Domin, „Neue österreichische Rechtsgeschichte“, und Bartsch, „Wiener Gerichte im Vormärz“, 1912.

<sup>304</sup>) Geboren zu Wien 1750, Nachkomme eines alten österreichischen Rittergeschlechtes, seit 1815 Präsident der Hofstelle, deren Vizepräsident er seit 1808 gewesen war. Er genoß allgemeine Sympathien wegen seiner milden Handhabung der Zensur. Er starb 1816 in Venedig (Wurzbach).

<sup>305</sup>) Anton Friedrich Graf Mittrowsky von Mittrowitz, geb. 1770, gest. 1842, von 1815 bis 1827 Landesgouverneur von Mähren und Schlesien, dann Hofkanzler, zuletzt Oberster Kanzler seit 1830 (Wurzbach). Der Bericht war in den verbrannten Akten der Hofstelle von 1815.

<sup>306</sup>) Polizeiakten 1815. Dazu kommen Heimlichkeiten und Unaufrichtigkeiten zwischen den höchsten Funktionären. Ueber solche beklagte sich zum Beispiel der Brünnner Polizeidirektor v. Olacz. Polizeiakten 1815.

<sup>307</sup>) Polizeiakten 1815.

Da die ländlichen Sicherheitsorgane für derartige Zwecke sich bald als gänzlich ungeeignet erwiesen, zog man Militär heran. Aber auch dieses wurde nicht etwa einheitlich verwendet, sondern die Kräfte zersplittert, weil bald jeder Ort aus Furcht vor Grafel Militärassistenten haben wollte.

Aber es fanden auch große Unternehmungen dieser Art, von der Hofstelle in Wien aus geleitet, statt, die sich über ganze Gebiete vieler Landgerichte erstreckten, größtenteils aber nur den Erfolg hatten, Glück versprechende Einleitungen einzelner Landgerichte durch das mit ihnen verbundene Aufsehen zu stören.

Eine Streife ganz besonderen Umfanges fand am 4. November 1815 statt<sup>308</sup>). Da war in Grafenegg (nahe der Donau, östlich von Krems) ein ganz besonders eifriger Landgerichtsverwalter, Herr Sterzinger von Streitenfeld mit Namen. Dieser hatte bei einer seiner Streifen ein Landstreicherpaar gefangen, den 25jährigen Michael Kugler aus Stoderau, einen Deserteur, und dessen Geliebte, das 16jährige Wäscher mädchen Barbara Berger aus Wien. Sterzinger bildete sich hartnäckig ein, zwei Genossen Grafels gefangen zu haben. In Wirklichkeit haben die beiden mit Grafel weder unmittelbar noch auch nur mittelbar das geringste zu tun gehabt. Nach langen vergeblichen Bemühungen gelang es Sterzinger, durch Suggestivfragen und durch Androhung disziplinarer Züchtigung wegen Lügens das Mädchen „endlich zum Geständnis der Mitwisserschaft und Teilnahme an den Verbrechen des nur so sehr berühmten Raubmörders Grafel und seiner Spießgesellen zu bringen“.

Sie erzählte, sie sei mehrere Wochen bei der Brunhauser gewesen und habe in zwei tief im Walde versteckte Hütten, in denen sich Grafel und seine Kameraden aufhielten, das Essen tragen müssen. Auf diesem Wege sei es ihr aufgefallen, daß man die Hütten nur finden könne, wenn man bestimmten Bäumchen bis zum Wald und in diesem einer Spur von Sägespänen folge.

Eine ähnliche romanhafte Geschichte erzählte der junge Brunhauser dem Wiener Untersuchungsrichter, an den man ihn samt den anderen am Karfreitag 1814 verhafteten Personen am 9. Oktober 1815 eingeliefert hatte.

Diese Geständnisse veranlaßten die Hofstelle zur Veranstaltung einer großen Streife durch den Wald zwischen Göllersdorf, Groß-Mugl, Erstbrunn, Oberleis, Weierburg, Schöngrabern und Oberhollabrunn, einem Gebiet von 20 km Länge und 8 km Breite. Zu diesem Zwecke marschierten am 30. Oktober 1815 600 Mann Infanterie und 200 Mann Kavallerie unter dem Kommando des Oberstwachtmeisters von Duschel aus. Brunhauser wurde von Wien mitgenommen, die Berger wurde von Grafenegg nach Oberhollabrunn in Mannskleidern gebracht.

Die Streife fand am 4. November statt. Sie dauerte sieben Stunden, war aber ganz erfolglos. Die Berger gestand, als sie den Weg zu den geheimnisvollen Waldhütten zeigen sollte, das Ganze nur aus Furcht vor Schlägen erfunden zu haben. Dafür agnoszierte sie drei ihr vorgeführte Arrestanten in Sierndorf als Genossen Grafels, indem sie deren „wahre“ Namen angab. Aber auch das war falsch. Die angeblich Agnoszierten hießen weder so, wie die Berger angab, noch waren sie Komplizen Grafels.

Die Streife hatte ungeheures Aufsehen gemacht, aber ihr Erfolg war gleich null, weder Grafel noch einer seiner Kameraden wurden zustandegebracht oder auch nur Spuren entdeckt. Der Kommandant des Militärs war unverdrossen und unermüdet. Ebenso „gutmütig und bereitwillig waren die übrigen Herren Offiziere... Der Dienst im Walde war wegen der eingetretenen Bitterung sehr erschwert und selbst die Mannschaft, vom Wachtmeister und Feldwebel abwärts durch das liebevolle Betragen ihrer würdigen Herren Offiziere angeeifert, hat ihrer Bestimmung mit frohem Mute entsprochen“. Diese anerkennenden Worte des Polizeidirektors v. Siber in einem Bericht an den Minister vermochten aber nicht das gänzliche Fehlschlagen des Unternehmens zu verhüllen.

<sup>308</sup>) Von dieser Streife handeln viele Aktenstücke der Polizeiakten 1815. Auch in den Krim.-Akten J. G. Grafel findet sich ein ausführlicher Bericht des Wiener Polizeidirektors v. Siber mit vier Unterberichten der einzelnen Abteilungen.

Eine andere Methode, Grasel zu fangen, schlug der bereits erwähnte Drosendorfer Kriminalgerichtsverwalter, Franz Josef Schopf<sup>309)</sup>, ein junger, lebhafter und energischer Mann vor. Er führte die Untersuchung gegen Fährding; dieser war sechs Wochen nach seiner Verhaftung endlich, nicht ohne daß er wegen Behelligung des Gerichtes mit Lügen vorher „eine derbe Anzahl“ von Stockstreichen erhalten hatte, zum Geständnis geschritten<sup>310)</sup>. Schopf kannte daher die Gesellschaft Grasels einigermaßen.

Im Drosendorfer Arreste saß seit Anjang 1815 auch Therese Hamberger. Sie behauptete zwar, Grasel nicht zu kennen und von seinen Diebstählen nichts zu wissen, und bei dieser Verantwortung blieb sie trotz mehrfacher Disziplinarstrafen (sie will im ganzen 128 Streiche erhalten haben). Dennoch war Schopf nicht im Zweifel darüber, in der Kegel die Geliebte Grasels vor sich zu haben. Er beantragte, eine größere Prämie auf die Ergreifung Grasels zu setzen und der Hamberger nebst der Prämie Straflosigkeit zuzusichern, wenn sie Angaben mache, die zu Grasels Verhaftung führten. Die Prämie wurde zwar bewilligt, aber die Zusicherung der Straflosigkeit für das Mädchen wurde abgelehnt, womit Schopfs Plan gescheitert war.

Eine Versammlung sämtlicher Landrichter des Korneuburger Kreises erneuerte im Oktober 1815 den Antrag auf Aussetzung einer außergewöhnlich hohen Prämie nebst Zusicherung der Straflosigkeit für Mitschuldige, durch die die Verhaftung bewirkt würde. Nach Einvernehmung aller beteiligten Behörden stellte der Polizeiminister beim Kaiser den Antrag, eine Prämie von 4000 fl. für die Einlieferung Grasels, lebend oder tot, durch unbeteiligte Personen, eine solche von 2000 fl. nebst Strafnachsicht für die Einlieferung Grasels durch Mitschuldige zu bewilligen. Kaiser Franz genehmigte diesen Antrag, aber er fügte eine Erschwerung hinzu. „Die Ausschreibung eines Prämiums für die Einbringung des Grasels“ — so heißt es in der kaiserlichen Entschliezung vom 30. Oktober — „ist auf den Fall zu beschränken, wenn derselbe lebend gefangen und dem Stadtmagistrat überliefert wird“<sup>311)</sup>.

Die Aussetzung der Belohnung samt einer Belehrung über die strafrechtlichen Folgen einer Vorschubleistung sowie die bereits erwähnte Personsbeschreibung Grasels wurden am 6. November öffentlich kundgemacht und erregten allenthalben das größte Aufsehen. In Wien wurde die Kundmachung am 9. an den Straßenecken angeschlagen<sup>312)</sup>. In alle Zeitschriften sogar in wissenschaftliche Publikationen wurde sie eingerückt. Sie wurde auch in tschechischer Sprache kundgemacht. Die außergewöhnliche Summe, die zu gewinnen war, setzte die Volksphantasie in lebhafteste Erregung.

Als diese Verlautbarung erschien, war jedoch schon eine andere Aktion eingeleitet, die auch bereits 14 Tage später zum Erfolge führte<sup>313)</sup>.

Es war Ende Oktober, die Landgerichtsverwalter hatten den Befehl erhalten, alle zur Graselschen Bande gehörigen Häftlinge an den Wiener Magistrat einzuliefern, und Schopf war eben damit beschäftigt, Anstalten für diesen Transport zu

<sup>309)</sup> Schopf, geb. 1787 in Brünn als Sohn eines Kriegskassenbeamten, machte den Feldzug 1809 mit, wurde nach juristischem Studium in jungen Jahren Justiziar in Drosendorf (1811—1820), zuletzt juristischer Schriftsteller und Rechtsanwalt, gest. 1859 in Klosterneuburg. (Siehe österreichische National-Enzyklopädie, 4. Bd., S. 542.) Seine im März 1816 geborene zweite Tochter Amalie heiratete 1835 den Primararzt (später Universitätsprofessor) Bartsch in Wien. Sie ist die Großmutter des Verfassers.

<sup>310)</sup> Polizeiakten 1815.

<sup>311)</sup> Polizeiakten 1815.

<sup>312)</sup> Berths und Rosenbaums Tagebuch über diesen Tag. Das sehr ausführliche Tagebuch des Matthias Franz Berth (1788—1856) umfaßt in 58 Bänden die Zeit von 1803 bis 1856. Es ist in Privatbesitz und wurde dem Verfasser vom Eigentümer in liebenswürdigster Weise zugänglich gemacht.

<sup>313)</sup> (Siehe Seite 134.)

treffen, als er ein Schreiben des Kreishauptmanns von Krems Freiherrn v. Stiebar<sup>314)</sup> empfing, das ihm auftrug, zwar Fährding einzuliefern, aber die Hamburger einstweilen zurückzubehalten. Zugleich wurde Schopf in auffälliger Weise nach Krems eingeladen. „Da ich nebenbey“, schrieb der Kreishauptmann, „in einer dringenden Angelegenheit mit Ihnen zu sprechen habe, so kommen Sie unter einem verdeckten Vorwand, Mittwochs als den 1. November hieher und lassen sich abends unter einem anderen Namen bei mir melden“<sup>315)</sup>.

Als Schopf der geheimnisvollen Ladung folgend, zur bestimmten Zeit bei Stiebar erschien, traf er dort zwei ihm unbekannte Personen, einen Mann vom Aussehen eines Weinhändlers und ein altes Weib in bäuerlicher Tracht. Der Mann wurde ihm als der Vertraute David Mayer aus Brünn<sup>316)</sup> vorgestellt, der soeben aus Wien im besonderen Auftrag des Ministers eingetroffen war, um die Verhaftung Grasel durchzuführen. Mayer, der schon drei Räuberbanden in Mähren gefangen hatte, war vor einiger Zeit mit dem Plane hervorgetreten, Grasel zu fangen. Er wollte zum Scheine den Räuber spielen, weil es auf andere Weise unmöglich schien, an Grasel heranzukommen. Er hatte zu diesem Zweck im Oktober eine Reise in die Gegend um Zlabings gemacht, um sich von den Verbindungen und dem Anhang Grasel genauere Kenntnis zu verschaffen<sup>317)</sup>. Dabei zeigten sich sofort die Schwierigkeiten des Unternehmens. Grasel war doch zu vorsichtig, als daß jeder, der behauptete, ein Einbrecher zu sein, ohneweiters seinen Aufenthalt erfahren konnte. Mayer mußte sich daher nach einer Grasel glaubwürdig erscheinenden Legimation umsehen. Eine solche glaubte er zunächst in der alten Penkhart gefunden zu haben, die als frühere Diebin bei Grasel's Genossen bekannt war, seit der letzten Entlassung aus der Strafe aber in Klobouk bei Brünn ehrlichem Erwerb nachging. Allein diese konnte, obwohl ihr Mayer 400 fl. zusicherte, nur geringe Hoffnung machen. Mayer mußte ein beweiskräftigeres Mittel suchen, um zu Grasel zu gelangen.

Er faßte nun den Plan, mit Wissen der Behörden die Komödie der Befreiung einer Grasel nahestehenden Person, die sich im Arrest befand, etwa seiner

<sup>313)</sup> Ueber die Verhaftungsgeschichte besitzen wir außer der Darstellung Grasel's (R. = P. 6—7), die natürlich nur den Schlusßakt kennt, zwei ausführliche, einander ergänzende Darstellungen, die eine eigenhändig von Schopf niedergeschrieben am 21. November 1815 in Drosendorf (Pol.-Bl. 9—18/1815), die andere, Mayers Bericht, im Konzept von der Hand des Hofrates Braulik, des Referenten bei der Polizeihofstelle, geschrieben, ohne Datum und Unterschrift war im Pol.-Bl. 104—113 erhalten. Von diesem Bericht existierte auch eine Reinschrift (Pol.-Bl. 166—175) mit dem Datum Wien, den 21. November 1815, und der eigenhändigen Unterschrift „David Mayer“. Die Reinschrift war eine Beilage des dem Kaiser erstatteten Vortrages und ist mit der kaiserlichen Entschließung wieder an die Hofstelle zurückgelangt. Der Bericht Mayers, der seine Stilisierung Braulik verdankt, ist schlicht gehalten und auch in der Auswahl des Tatsachenmaterials fast dürftig, was nicht ausschließt, daß die Stelle von Mayers Begegnung mit Grasel fast dramatische Wucht hat. Der Bericht Schopfs bildet eine wertvolle Ergänzung zu Mayers Darstellung. Er ist schwungvoller im Stil und bringt außer vielen Einzelheiten, die Mayer unbekannt waren, alle die vielen kleinen Nebenzüge, die die Geschichte so lebendig machen, zum Beispiel die Einzelheiten von Mayers Bemühungen, an das Arrestfenster in Drosendorf zu gelangen, von der Theatergesellschaft in Drosendorf, die Mitteilungen über Tageszeit, Mondaufgang, Wetter, Temperatur usw. Die beiden Berichte sind bei Hruschka, S. 91 ff., abgedruckt.

Außerdem sind aus Schopfs Nachlaß 16 Briefe erhalten, die meist vom Kremser Kreishauptmann, Freiherrn von Stiebar, herrühren, aus der Zeit vom 26. Oktober 1815 bis 12. Februar 1816 stammen und die manche Aufklärung oder Ergänzung bieten. Die Briefe waren im Privatbesitz des Verfassers und befinden sich gegenwärtig im Höbarth-Museum in Horn.

<sup>314)</sup> Christof Freiherr Stiebar auf Buttenheim, geb. 1753, gest. 1824, war von 1786 bis zu seinem Tode Kreishauptmann von Krems (Wurzbach).

<sup>315)</sup> Brief vom 26. Oktober 1815, gegenwärtig im Höbarth-Museum in Horn.

<sup>316)</sup> (Siehe Seite 135.)

<sup>317)</sup> (Siehe Seite 135.)

Schwester oder Geliebten, aufzuführen. Diesen Plan trug Mayer am 21. Oktober dem Minister vor. Dieser stimmte nach einigen Bedenken zu, knüpfte aber seine Zustimmung an drei Bedingungen, die mit ihrer Schwierigkeit an ein Märchen erinnern. Mayer mußte nämlich versprechen, daß er sich mit Grasel nicht in die Begehung eines Verbrechens wirklich einlassen werde, sodann daß er Grasel lebendig ohne Schaden an seiner Gesundheit einliefern würde, endlich daß er die befreite Person nach Grasels Ergreifung wieder dem Gerichte überliefern werde.

Man hatte sich sodann in Wien dafür entschieden, daß die zu befreiende Person Therese Hamberger sein solle, und zur Durchführung des Unternehmens wurde Mayer an den Kreishauptmann von Krems gewiesen, der wieder Schopf schon deshalb ins Vertrauen ziehen mußte, weil in seinem Gefängnis die Hamberger saß.

In Krems wurden die weiteren Schritte verabredet, und am 2. November trat Schopf mit Mayer und der Penkhart die Fahrt nach Drosendorf an. Am 3. abends trafen sie dort ein. Die Penkhart wurde als angebliche Bagabundin in den Arrest gesetzt und in die Zelle gebracht, in der sich die Kessel befand. Mayer stieg im Wirtshaus ab und gab sich für einen Weinhändler aus.

Die Penkhart begann noch am nämlichen Abend ihrer Zellengenossin gegenüber ihr Herz auszuschütten, sie erzählte, sie sei in Preußisch-Schlesien zu Hause, unternehme aber mit ihrem Geliebten, den sie Michel nannte, oft Diebszüge nach Oesterreich. Auch jetzt seien sie in dieser Absicht nach Oesterreich gekommen und eben im Begriffe gewesen, Helfer zu suchen, als sie in einem Wirtshaus angehalten wurden. Michel sei entkommen und werde nun sicher nach Mitteln suchen, sie aus dem Arrest zu befreien.

Währenddessen suchte Mayer zum Arrestfenster zu gelangen. Denselben Abend aber war dies nicht mehr möglich, weil das Arrestfenster in einen Hof ging, dessen Mauer zu hoch war, als daß Mayer sie überklettern konnte, Schopf ihm aber, ohne Aufsehen zu erregen, am Abend weder eine Leiter, noch den Schlüssel zum Hoftor verschaffen konnte.

Erst am folgenden Abend erschien Mayer am Arrestfenster und begann mit der Penkhart über die Veranstaltung ihrer Befreiung zu verhandeln. Auf die Hamberger machte das Erscheinen Mayers großen Eindruck. Sie bat dringend, man

<sup>316)</sup> Ueber diesen Mann ist wenig bekannt. Aus einem Bericht des mährischen Appellationsgerichtsrates Chlubna vom Jahre 1831 an die Oberste Justizstelle geht hervor, daß Mayer Jude war, was auch nach manchen anderen Angaben wahrscheinlich ist, und daß er 1831 in Brünn lebte. Ferner läßt sich aus den Akten feststellen, daß er nahezu nicht schreiben konnte. Alle Briefe läßt er sich von anderen schreiben, und zwar einschließlich der Unterschrift, auch Quittungen über Geldvorschüsse seiner Vorgesetzten. Der Brief, den er an den Minister nach der Verhaftung Grasels von Horn aus schreibt, ist einschließlich der Unterschrift von Schopfs Hand. Ich kenne eine einzige Unterschrift von ihm, die auf der Reinschrift seines Berichtes (Pol.-Bl. 175/1815). Sie ist völlig unbehilflich von schwerer, ganz ungelentker Hand geschmiert.

Nach einer Ueberlieferung, die aus Zlabings stammt, soll Mayer ein Taugenichts gewesen sein, dem das Betreten der Stadt Brünn verboten war. (Richtig ist, daß Okacz einmal dem Minister berichtet, Mayer wünsche sich die Erlaubnis, in der Stadt wohnen zu dürfen.) Ferner berichtet dieselbe Quelle, Mayer wäre wegen eines Attentats auf einen Polizeibeamten im Arrest gewesen und habe bei dieser Gelegenheit Grasels Geliebte kennengelernt. Das letzte ist falsch; möglich ist, daß Mayer die Penkhart in einem Arrest kennengelernt hat. Später soll Mayer, der rothhaarig war, Brauhauspächter in Zlabings gewesen sein. Als rothhaarig bezeichnen ihn auch der sehr gut unterrichtete Pfundheller in der „Schwarzen Bibliothek“ und die sonstige Ueberlieferung. So Breier im Roman „Die beiden Grasel“ und Löwy in der Novelle „Grasels Schak“. Breier bringt sogar einen Steckbrief mit Mayers Personsbeschreibung, die als Kuriosität hier Platz finden möge. Danach wäre Mayer aus Proßnitz in Mähren gebürtig, 35 Jahre alt, 5 Schuh, 10 Zoll lang (184 Zentimeter, also sehr groß), bartlos, von edigem Gesicht gewesen; die Augen waren grau, Haar und Augenbrauen rot, ein Bein etwas verkürzt, weshalb er hinkte; er wird als Verehrer der Weiber bezeichnet.

<sup>317)</sup> Polizeiakten 1815.

möchte sie mitnehmen. Sie gab Aufschluß über die Ortsverhältnisse und erklärte sich auch bereit, mit nach Schlesien zu gehen. Nachdem sich Mayer entfernt hatte, gestand sie der Penkhardt, daß ihr Geliebter der Grasel sei, daß sie ihn im Falle ihrer Befreiung sofort auffuchen wolle. Grasel werde gewiß dankbar sein und gerne an dem von Michel geplanten Raube teilnehmen.

Am 5. morgens ließ sich Schopf die Penkhardt vorführen, angeblich zum Verhör. Mayer war dazu „incognito“ erschienen. Man wollte die Befreiung unverzüglich ins Werk setzen, allein es stellten sich Hindernisse ein. Nach Schopfs Bericht sollte die Penkhardt mit Werkzeugen, die ihr Mayer abends beim Fenster reichte, das Fenstergitter durchseilen. Doch stellte sich dies als zu zeitraubend heraus. Auch mußte man eine von Wien aus für den 6. anbefohlene militärische Streife abwarten. Darüber vergingen drei Tage.

Mayer kam allabendlich zum Fenster; die Kessel wurde immer zutraulicher, und man beschloß zunächst nach Horn zu fliehen, weil Kessel ihre Kleider bei Ehgartner aufbewahrt hatte, und dieser voraussichtlich am besten über Grasels Aufenthalt Bescheid geben konnte.

Endlich, am 7. November abends, fand die Befreiung statt. Schopf hatte Sorge getragen, daß das Unternehmen nicht gestört werde. Zufällig spielte damals eine Theatertruppe in Drosendorf. Schopf schickte die ganze Schloßdienerschaft in die Vorstellung und gab denen, die nicht ins Theater gingen, Beschäftigungen, die sie vom Schauplatz des Werks tunlichst fernhielten. Er selbst begleitete Mayer, öffnete alle Torschlösser und gab Mayer die Arrestschlüssel. Die Kessel wurde in dem Glauben gelassen, Mayer hätte die Türen mit einem Dietrich geöffnet.

Das Unternehmen gelang. Während der Justizverwalter eigenhändig hinter den entwichenen Häftlingen wieder die Tore abschloß, eilte Mayer mit den befreiten Weibern vor das Städtchen, wo bereits das bestellte Fuhrwerk wartete. Man fuhr in den nächsten Wald; da es finster und alle der Wege unkundig waren, mußten sie trotz der Gefahr, ertappt zu werden, bis zum Morgen warten, bis sie die Fahrt nach Horn fortsetzen konnten.

Mayer fuhr langsam, machte unterwegs einmal einen längeren Aufenthalt, um Schopf vorzulassen, der morgens, sobald er vom bestürzten Gerichtsdiener die Meldung über die Entweichung erhalten hatte, einspannen ließ und selbst kutschierend ohne Begleitung nach Horn fuhr, um dort Mayer zu erwarten. Verabredungsgemäß stieg Mayer im Gasthof „zum Adler“, Schopf in dem daneben gelegenen Gasthause ab. Sofort nach der Ankunft am Nachmittag des 8. begab sich die Hamburger mit der Penkhardt in die Wasenmeisterei.

Dort wurde das unvermutete Erscheinen der Kessel mit Freuden begrüßt. Auch Grasel, meinte Ehgartner, würde sich freuen, dem Befreier der Kessel helfen zu können, allein er sei nicht zugegen, und niemand wüßte seinen augenblicklichen Aufenthalt. Am 6. war er heimlich zu Ehgartner gekommen und wäre fast von der Streife überrascht worden, denn sie erfuhren von ihr erst, als die Soldaten schon ganz in der Nähe waren; Grasel hatte nur mit Mühe noch vor ihrem Eintreffen in der Wasenmeisterei den Wald erreichen können. Wo er seitdem weilte, wußte man nicht. Offenbar handelt es sich um Grasels Besuch in Begleitung Zottels, der am nächsten Morgen in Brunn a. d. Wild wirklich von der Streifmannschaft ergriffen wurde.

Mit dieser Nachricht kamen die beiden Weiber abends nach Horn zurück. Mayers Lage war recht fatal, die Schopfs nicht minder, und was das Unergerlichste an der Sache war, es war dieselbe Streife, auf deren Veranstaltung man in Wien so viel hielt, die zuerst die Befreiung der Hamburger um drei Tage verzögert und die nun Grasel — weiß Gott wohin — verscheucht hatte. Auf Schopfs Rat begab sich Mayer am nächsten Morgen selbst in die Wasenmeisterei. Aber auch Mayer konnte über Grasels Aufenthalt nicht das geringste erfahren. Ehgartner sagte nur, er werde Grasel von der Befreiung der Kessel zu verständigen trachten. Inzwischen aber empfahl er Mayer, Horn zu verlassen, weil die Befreiung der Hamburger be-

reits bekannt geworden war und der Aufenthalt mit den beiden Weibern in Horn zu gefährlich wurde. Er riet Mayer, nach Dreieichen zu fahren und bei Zeitlberger Aufenthalt zu nehmen.

Mayer tat es und begab sich mit den beiden Weibern nach Dreieichen. Zwei lange, bange Tage des Wartens vergingen, die Lage Mayers wurde immer gefährlicher, die Schopfs immer unhaltbarer. Schon wieder waren ihm zwei Gefangene entwichen (im September waren nämlich Resels Bruder Johann und Trimmel aus dem Drosendorfer Arrest entkommen und nicht wieder zustande gebracht worden) und statt zu Hause eine strenge Untersuchung zu führen, saß er untätig im Gasthaus zu Horn.

Nach zwei Tagen erschien die kleine Toni Hamberger in Dreieichen und berichtete, Grasel sei ins obere Waldviertel gegangen, man wisse nicht genau wohin; es könnten wohl drei Wochen vergehen, bis er wieder nach Horn käme. Uebrigens wünsche Ehgartner, den Michel am nächsten Morgen um vier Uhr zu sprechen.

Mayer kam zur angegebenen Stunde in die Wasenmeisterei, wo sich ihm ein sonderbares Bild bot. Gegen zwanzig Personen, Männer und Weiber, waren anwesend; teils saßen sie Bier und Brantwein trinkend umher, teils lagen sie auf Stroh. Die meisten sprachen leise miteinander. Sie alle mußten mit Grasel in Verbindung stehen, denn der Wasenmeister sprach über eine halbe Stunde ganz ungeschweht vor ihnen mit Mayer, und alles hörte zu.

Vor allem empfahl er Mayer, vorerst die Gegend zu verlassen. Die Flucht der Resel aus dem Arrest hatte ungeheures Aufsehen gemacht, alle Obrigkeiten waren ihr auf den Fersen, besonders weil das Gerücht behauptete, Grasel selbst habe seine Geliebte befreit.

Sodann wollte Ehgartner wissen, zu welcher Tat Mayer die Mithilfe Grasels wünsche. Mayer sagte, er beabsichtige einen Einbruch in die Fabrik zu Lettowitz, der Fabrikant befände sich eben auf dem Markt in Brünn, und die Tat müsse noch vor seiner Rückkehr ausgeführt werden. Der Wasenmeister gab Mayer ein Päckchen Gift für die Hunde in der Fabrik und versprach, Mayer durch einen Boten zu benachrichtigen, sobald Grasel zurückgekehrt wäre. Inzwischen sollte sich Mayer mit den Weibern aus Niederösterreich entfernen. Er verlangte Mayers Adresse schriftlich, dieser gab die Wohnung der Penkhart in Klobouk an. Ehgartner versprach dafür, Grasel zu suchen, ihn von der Befreiung seiner Geliebten zu verständigen und zur Teilnahme am Raub in Lettowitz zu bereden. Entweder würde Ehgartner selbst mit Grasel in Klobouk erscheinen, oder es käme Ehgartners Schwager Seppel, um Mayer abzuholen. Nach dem Raube sollte Mayer dem Grasel zur Flucht nach Schlesien behilflich sein.

Mayer benahm sich sehr freigebig, um das Vertrauen der Leute zu gewinnen. Er spendete nach Räuberart reichlich Geld an die versammelte Menge; nach seiner späteren Behauptung sollen es neunzig Gulden gewesen sein, die er an jenem Morgen ausgegeben hat.

Von der Wasenmeisterei begab sich Mayer nach Horn, um Schopf das Ergebnis seiner Verhandlungen mit Ehgartner mitzuteilen. In einer langen, gründlichen Unterredung erwogen die beiden Männer die Sachlage. Schopf mußte schweren Herzens der „Convention“ Mayers mit dem Wasenmeister zustimmen. Der Plan, Grasel zu fangen, war halb, wenn nicht ganz gescheitert. War es auch Mayer gelungen, das Vertrauen eines allem Anscheine nach höchst gefährlichen Spießgesellen des Gefürchteten zu erlangen, so hatte er doch Grasel selbst gar nicht zu Gesicht bekommen, und es war sehr fraglich, ob ihm dies überhaupt für die nächste Zeit in Aussicht stand. Und mit welchen Schwierigkeiten war dieser kleine Erfolg erzielt! Da hatte ein Kriminalrichter eigenhändig eine Verhaftete heimlich befreien geholfen; nun stand ihm eine peinliche Untersuchung durch das Appellationsgericht bevor. Er mußte sich auf die gefährliche Bahn des Lügens begeben, und wie leicht konnte er dadurch den ganz unschuldigen Gerichtsdienner in die größten Unannehmlichkeiten verstricken. Dem Mayer aber mußte das in seiner Obhut bleibende Pfand

für Grasels Vertrauen, die Kessel Hamberg, Verlegenheiten und Sorgen schaffen. Er durfte sie weder den Behörden in die Hände fallen lassen, noch durfte er sie aus seiner Aufsicht lassen, denn er haftete ja dem Minister für ihre Wiedereinlieferung.

So schieden denn die beiden Männer in sehr trüber Stimmung voneinander. Die Aussicht auf ein endliches Gelingen ihres Planes war sehr gering geworden. Sie wußten nicht, daß an demselben Tage Grasel von der Befreiung der Kessel erfuhr, und daß er sich schon am nächsten Tage auf den Weg nach Horn machte.

Am 11. mittags, an einem Samstag, trennten sie sich. Mayer fuhr mit den Weibern nach Mähren. Zweimal wurde er unterwegs angehalten. Jedesmal gelang es ihm, sich durchzulügen. In Raigern verließ er den Wagen, ließ die Weiber allein nach Klobouf weiterfahren, nachdem er die Penkhart mit genügenden Mitteln für einen reichlichen Unterhalt der Hamberger ausgestattet hatte. Dieser gab er vor, zu einem Kameraden nach Groß-Bittsch zu gehen, in Wirklichkeit ging er nach Brünn, wo er sich zum größten Erstaunen seines Vorgesetzten, des Polizeidirektors von Olacz, am 12. meldete<sup>318</sup>).

Schopf war indessen in sehr übler Stimmung nach Drosendorf zurückgekehrt, und die Nachricht von der inzwischen verlautbarten Prämie von 4000 fl. war auch nicht danach, seine Stimmung zu verbessern. Diese aufsehenerregende Kundmachung mußte Grasels Vorsicht und sein Mißtrauen zu einer Zeit verschärfen, in der man sie einzuschläfern alle Ursache hatte. Voll Unmut ging Schopf daran, dem Minister Bericht zu erstatten. In fast hochmütigem Tone erinnert er an seine Bemühungen um die Ergreifung Grasels und zeigt, wie sie durch die gegen seine Bitte veranstaltete Streife zunichte gemacht wurden<sup>319</sup>).

Der Minister antwortete mit einem Brief voll Güte und Anerkennung für Schopfs Tätigkeit. Zugleich sagte er die Einstellung der Streifungen zu<sup>320</sup>).

Als dieser Brief in Drosendorf eintraf, war Schopf schon wieder unterwegs, und diesmal war er dem Grasel wirklich auf den Fersen. An demselben Tage, an dem der Minister in Wien den Brief unterzeichnete, Freitag, den 18. November, hatte nämlich Schopf durch einen reitenden Boten des Kreishauptmannes von Znaim das nachstehende Schreiben erhalten:

Wohlgeborener hochzuverehrender Herr Justiziar!

Die bekannte Geschichte neiget sich zu einem baldigen und wie man aus den Umständen schließen kann, glücklichen Ende. Ich muß daher Euer Wohlgeboren dringend ersuchen: Morgen Samstag den 18. dieses abends gegen 6 Uhr unfehlbar in Znaim einzutreffen und in dem Wirtshaus zu den drei Kronen abzustiegen; D. M. wird auch abends dort eintreffen, nur kann ich die Stunde nicht pünktlich bestimmen, dort werden Sie das Ganze erfahren und das allenfalls noch nötige einzuleiten belieben. Nehmen Sie aus Vorsicht einen 15 kr. und einen 6 kr. Stempelbogen und ein Sigil mit sich, um allenfalls einen Paß ausfertigen zu können. Ich schicke diesen Brief mit Estafette an den Znaimer Herrn Kreishauptmann mit dem Ersuchen, Ihnen solchen ohne Zeitverlust durch einen eigenen Boten zukommen zu machen, damit nichts in dieser äußerst wichtigen Sache verabsäumt werde. Doch hat der Herr Kreishauptmann gar keine Wissenschaft von derselben. Ich muß des allerhöchsten Dienstes wegen meine Bitte dringend wiederholen. Ein Zeitverräumnis von einem halben Tag würde alles verderben. Ich verbleibe mit aller Hochschätzung Euer Wohlgeboren ergebenster Diener

v. Olacz, Polizeidirektor.

Brünn, 17. Nov. 1815<sup>321</sup>).

<sup>318</sup>) Der Bericht Olacz' an den Minister vom 12. November 1815 war in den verbrannten Polizeiakten von 1815 vorhanden.

<sup>319</sup>) Auch Schopfs Bericht lag in den Polizeiakten von 1815.

<sup>320</sup>) Das Konzept war in den Polizeiakten, die Ausfertigung ist im Besitz des Höbarth-Museums in Horn.

<sup>321</sup>) Original im Höbarth-Museum in Horn.

Schopf zögerte keinen Augenblick, ließ sofort einspannen und fuhr, nachdem er vorsichtigerweise einen Degen und eine Flinte in den Wagen mitgenommen hatte, nach Znaim. Mit einiger Verspätung kam auch Mayer mit der Penkhart auf einem Steirerwagerl.

Sobald die beiden Männer ungestört beisammen saßen, begann Mayer zu erzählen. Er hatte gehofft, Grasel werde selbst mit Ehgartner nach Mähren kommen, um sich an dem von ihm vorgespiegelten Raube zu beteiligen. Allein das war nicht geschehen, und die geplante Verhaftung durch die Brüner Polizei erwies sich als unmöglich. Dafür war Donnerstag, den 16. abends in Klobouk (4 Meilen von Brünn) Seppel Fichtner erschienen, um sich in Grasels Auftrag von der Anwesenheit und der vollen Freiheit der Hamburger zu überzeugen. Seppel berichtete, Grasel sei wieder erschienen. Er halte sich in einem Walde so versteckt auf, daß ihn niemand finden könne, nur nachts erscheine er bei Ehgartner, um sich Brot und Fleisch abzuholen<sup>322)</sup>.

Die Penkhart eilte am nächsten Morgen Mayer zu holen, angeblich aus Groß-Bittisch, wirklich ging sie aber in die Brüner Polizeidirektion. Mayer ersuchte den Polizeidirektor, Schopf nach Znaim zu bestellen, weil er, als in Oesterreich den Behörden nicht bekannt, jemandes bedurfte, auf dessen Unterstützung er rechnen konnte. Er selbst nahm ein Fuhrwerk und langte noch am 17. abends mit der Penkhart in Klobouk an.

Dort traf er den Seppel, der seine Freude über das gute Befinden und die treffliche Verpflegung äußerte, die Kesel bei der Penkhart gefunden hatte. Sodann bestellte er Grasels Auftrag. Grasel war es in Oesterreich unbehaglich geworden. Er nahm daher Mayers Anerbieten, ihn nach Preussisch-Schlesien mitzunehmen, gerne an, und war auch bereit, an dem von Mayer vorgeschlagenen Raub in Lettowik teilzunehmen. Nur sollte Mayer dafür sorgen, daß die Reise glücklich vonstatten gehe, ihn abholen und zugleich einen falschen Paß mitbringen.

Mayer wollte die Kesel mitnehmen, Seppel riet aber dringend davon ab. Es war zu fürchten, daß sie ihnen unterwegs von einer Behörde verhaftet würde; man solle die ohnedies gefährliche Fahrt Grasels nicht erschweren. Auf dem Wege nach Lettowik mußte Grasel nach Klobouk kommen, und da konnte man die Kesel mitnehmen. So fuhr Mayer am 18. morgens bloß mit Seppel und der Penkhart, deren Begleitung zur Überbringung von Botschaften und zu anderen Diensten er für notwendig hielt, auf dem in Brünn gemieteten Wagen gegen Znaim, während die Kesel allein, im Hause der Penkhart, in Klobouk verblieb. In der Nähe von Znaim veranlaßte Mayer Seppel, das Fuhrwerk zu verlassen und die Nacht über zu Fuß weiterzugehen, während Mayer die Nacht in Znaim verbringen würde.

In Znaim wurde zwischen Schopf und Mayer der weitere Plan verabredet. Mayer hatte Grasel durch Seppel sagen lassen, daß er am 19. gegen 6 Uhr abends in der Wasenmeisterei eintreffen werde. Er wollte dann mit Grasel wegfahren und in einem Wirtshaus übernachten. In der Nacht sollte Grasel durch die mit Schopfs Hilfe aufgebotenen Ortsobrigkeiten verhaftet werden. Um ganz sicher zu sein, hatte Mayer aus Brünn eine starke Dosis Opium mitgenommen, die er, in ein Getränk gemischt, Grasel vorsetzen wollte. In Znaim kaufte Mayer ein Päckchen Kaffee; vermutlich hatte Schopf empfohlen, den Schlafrunk in Kaffee zu mischen.

Als Ort der Verhaftung wurde Mörtersdorf, eine Ortschaft südlich von Horn, gewählt. Am 19., einem Sonntag, um 8 Uhr morgens wurde von Znaim aufgebrochen, und zwar mit Mayers Wagen, in den die Drosendorfer Herrschaftspferde, zwei Rappen<sup>323)</sup>, eingespannt wurden. Die Wassen Schopfs blieben mit dessen Wagen in Znaim zurück.

Zunächst wollte man gemeinschaftlich nach Mörtersdorf fahren und im Gasthof zwei anstoßende Zimmer nehmen. Dann sollte Mayer mit der Penkhart in die Wasenmeisterei fahren, Grasel abholen und ihn zum Übernachten in Mörtersdorf veranlassen. Schopf sollte sich inzwischen nach Horn begeben, die nötigen Befehle

<sup>322)</sup> Bericht Ofacz' an den Minister vom 15. November. Polizeiakten 1815.

<sup>323)</sup> So berichtet Grasel in B. & P.

der dortigen Obrigkeit erwirken und mit der ihm beigegebenen Mannschaft im Zimmer warten, bis Grasel eingeschlafen war, was man unter der Wirkung des Schlaftrunkes in kürzester Zeit erwartete.

Aber so programmäßig ging es denn doch nicht.

Zunächst brach der Wagen, und die dadurch nötig gewordene Ausbesserung verursachte eine namhafte Verzögerung. Erst um 4 Uhr konnte man von Pulkau wieder ausbrechen. Die früh eintretende Dunkelheit überraschte die Gesellschaft in einer ihr wenig bekannten, waldigen Gegend; man verirrte sich, fuhr im stockfinsternen Walde auf holprigen, halsbrecherischen Wegen stundenlang kreuz und quer umher, und entdeckte um  $\frac{1}{2}$  6 Uhr, daß man kaum viel weiter als eine halbe Stunde von Pulkau entfernt sei.

Der ursprüngliche Plan war dadurch unausführbar geworden, aber die beiden Männer hatten bald einen neuen entworfen. Mayer sollte mit Rücksicht auf die eingetretene Verspätung sofort in die Wasenmeisterei fahren und dort den Schlaftrunk anbringen. Mit dem einschlafenden Grasel sollte er dann nach Mörtersdorf fahren.

Schopf sollte schon früher den Wagen verlassen, zu Fuß nach Horn gehen, und sich mit der Assistenz nach Mörtersdorf begeben. Schopf sollte im Dorf auf der Straße Mayer erwarten. Schläft Grasel bereits fest, so bleibt Mayer einfach stehen, und Grasel wird gebunden, ist Grasel aber noch wach, dann fährt Mayer weiter und Schopf folgt in größerer Entfernung so lange, bis Mayer zum Zeichen, daß Grasel eingeschlafen sei, stehen bleibt.

Wenn aber Grasel der Trunk in der Wasenmeisterei nicht beizubringen war, so geschieht dies im Mörtersdorfer Wirtshaus. Mayer hat zu sorgen, daß Grasel keine Waffen bei sich hat. Schopf wird beim Einfahren in Mörtersdorf durch ein besonderes Zeichen davon benachrichtigt und wartet mit der Verhaftung, bis der Trank seine Wirkung übt.

Gegen 9 Uhr kam man nach Dreieichen. Der Mond ging auf und beleuchtete hell den Talkessel von Horn. Hier stieg Schopf mit seinem Knecht ab und begab sich zu Fuß nach Horn zu dem ihm bekannten Wirtschaftsdirektor. Dieser über den späten Besuch erstaunt, fand sich sofort in die Lage, ließ einspannen und fuhr mit Schopf nach Mörtersdorf. Die Nacht war bitter kalt. Es war  $\frac{1}{2}$  11 geworden, als die Herren in dem schlafenden Dorf eintrafen. Das Gasthaus war bereits gesperrt und kein Licht im ganzen Ort zu sehen. Sie weckten den Dorfrichter und verbrachten die Zeit bis zur Ankunft Mayers in dessen Gehöft. Auf die Straße wurde Schopfs Knecht gestellt, der das Eintreffen von Mayers Wagen sofort melden sollte.

Mayer war inzwischen zur Abdeckerei gefahren, wo er um etwa 10 Uhr abends anlangte. Was sich dort zugetragen, schildert Mayer in anschaulicher Weise in seinem Bericht:

„Als ich bergan gegen die Wasenmeisterei einlenkte, gingen mir Seppel und Grasel, ersterer einen Stutzen, Grasel aber eine geladene Pistole mit doppeltem Laufe in der Hand habend, entgegen. Kaum stieg ich ab, so fiel mir Grasel um den Hals und rief: „Ach Gott! Ist habe ich doch einen Freund, der mir aus meinem Schicksal hilft, damit ich aus Osterreich hinauskomme!“ Er führte mich sohin unterm Arm zu dem Wasenmeister, während Seppel die Pferde in den Stall zum Abfüttern führte.

„Ich hielt mich über  $2\frac{1}{2}$  Stunden in der Wasenmeisterei auf, während der Zeit wurde über den Plan wegen des Lettowitzer Raubes geredet, und man ist übereingekommen, daß Grasel mit mir voraus nach Klobouk fahren, der Wasenmeister aber mit dem Seppel kommenden Samstag dort eintreffen würde“.

„Während der Zeit ging Grasel einmal um die Wasenmeisterei patrouillieren und inzwischen ersuchte mich der Wasenmeister, dem Grasel eine Lehre zu geben, damit er nicht gegen jedermann mit seinen Räubereien und Streichen austrame, weil dadurch die Leute nur umsonst ins Unglück kämen, wie es ihm und seinem Schwager Seppel schon geschehen sei, indem sie arretiert, aber weil sie im Leugnen verharrten, wieder entlassen worden seien“.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeindevertretung der Ueberlassung eines größeren Raumes des Bürgerospitals für Museumszwecke zustimmte.

Daß aber auch die Aufstellung der in letzterer Zeit zahlreich dem Museum zugekommenen Gegenständen, wozu auch das Rathaus und Spital beitrugen, durchführbar ward, verdanken wir dem Herrn Bürgermeister Ferdinand Pind, Sägewerksbesitzer, der in hoch-

gezügter Weise die für die zahlreichen Stellagen erforderlichen Hölzer und Bretter unentgeltlich beistellte. Ihm sowie allen anderen Förderern, besond. Spendern unseres Museums, namentlich aber den beiden Herren Magistern Kaiser, sei an dieser Stelle gezogend Dank gesagt. Über die gegenständliche Zusammensetzung des Museums wird später übersichtlich berichtet werden.

---

---

## Mitteilung des Verlages.

Die **Grafelforssekungen** erscheinen nur fortlaufend in der Zeitschrift und nicht als Sonderlieferungen, und können daher nicht auf einmal bezogen werden.

---

---

## Bücher- und Zeitschriftenecke.

### Heimatkunde:

Die Redemptoristen in Eggenburg. Von P. Peter Winkler C. Ss. R. Im Verlag des Redemptoristenkollegiums Eggenburg.

Mit dem heurigen Jahre 1933 vollendet sich das Jahrhundert des Bestandes der Redemptoristen-Niederlassung in Eggenburg. Aus diesem Anlasse erschien diese Zeitschrift. Es ist in ihr eine Uebersicht geboten über die Geschichte der Niederlassung als Nachfolgerin des von Kaiser Joseph II. aufgelassenen Franziskanerklosters, die kulturhistorisch äußerst interessant ist, eine schlichte Darstellung der gewaltig geleisteten Berufstätigkeit des Klosters und eine Aufzählung der hervorragenden Mitglieder. Alles in allem enthält die Schrift nicht nur ein Stück Stadtgeschichte Eggenburgs, sondern auch ein beträchtlich Teil Heimatgeschichte, und darum sei es bestens empfohlen.

### Mundart:

Das Käuzerl. Von Franz Herndl. Eine Mundartdichtung in acht Gesängen aus dem Donautale bei Grein.

D' Resl. A Liab'sg'schicht aus 'n Doanatal beim Strum. Von Franz Herndl.

Die Geschichte einer Jugend und die Geschichte einer Liebe erzählt uns in diesen beiden Bändchen Franz Herndl, in einer gemütvollen, launigen Art, die anspricht, fesselt, und — zu Herzen geht. Ist auch die Stätte der Ereignisse Grein und das Donautal, „Strubengau“ genannt, so treffen wir die Gestalten der Bücher wohl in allen kleinen Städten unseres Landes, donauauf- und -abwärts. Der Loisl und d' Resl, der Sepp, der Hansl und d' Lori, sie atmen auch in unserer Heimat. Und das macht uns die Büchlein so liebenswert. Eigentlich überflüssig zu sagen, daß die Form, ob Hexameter oder freie Rede, vollendet gemeistert wird. Und die Mundart — hier ist sie Bedingung und Voraussetzung — ist frisch, echt und, weil unserer verwandt — mühelos verständlich. Eine Bitte hätten wir an den Dichter: „Bei Glögnheit weita dazähl.“  
F. P.

### Schönegeistiges:

Agnes. Von Maria Veronika Kubatscher. Eine gotische Geschichte von einer Domkirche und einem Glendhaus, von einem Mesner, einem Goldschmied und zweien güldenen Jungfrauen. 48 Seiten mit 13 Tiefdruckbildern. Mf. 1.80.

Der Reiter im Morgenrot. Eine Novelle von Johannes Schud. 80 Seiten Text und 6 Bilder in Kupfertiefdruck. In Geschenkband Mf. 2.—.

Heimfahrt. Zwei Novellen von Leo Holl. Die eine Geschichte: Wie Herr Walther heimgefahren. Die andere Geschichte: Da man St. Elisabeth erhoben hat.

80. 46 Seiten, Text zweifarbig, 6 Bilder in feinstem Kupfertiefdruck. Geschenkband S 3.—.

Die Glendhäuserze. Eine Novelle von Johannes Schud. 32 Seiten Text und 4 Bilder in feinstem Kupfertiefdruck. In Geschenkband Mf. 1.80.

Der Rußbauer. Eine Novelle von Fanny Wibmer-Pedit. 64 Seiten Text und 4 Bilder in feinstem Kupfertiefdruck. In Geschenkband Mf. 2.—.

Sunniva. Eine Novelle von Sigrid Undset. 80 Seiten Text und 9 Bilder von Gösta af Geijerstam in Kupfertiefdruck. Uebersetzt von Martha Räf. In Geschenkband Mf. 2.—.

Alle erschienen im Verlag Josef Müller, München 13, Friedrichstraße 18.

Leider verbietet es uns der Platzmangel, dem Werte der Bücher gemäß einzeln auf sie einzugehen. Es ist jedes in seiner Weise ein Schmuckstück unseres Schrifttums, dafür bürgen wohl schon allein die Namen der Verfasser.

Was wir aber trotzdem hervorheben möchten, ist die Ausstattung der Bändchen, die sicher jedem Bücherliebhaber Freude machen wird. Keine „Leihbücherei-ausführung“ oder zurechtgemacht „für die Reise“, sondern feine, reine, künstlerische Arbeit.

Weinheber Josef: Boot in der Bucht. Kristall-Verlag, Wien I. Diese Verse des Dichters sind schwere, goldene Früchte reifster Poesie. Wie und wann sie zu genießen sind, sagt das einbegleitende Gedicht: Boot in der Bucht. Mag vielen in der sonnigen Bucht ihres Herzens voller Genuß an ihnen werden. Der Dichter verdient aber auch dort ein Mädchen.

### Allgemeinbildung:

Die Welt. Bücherreihe verständlicher Naturwissenschaft, herausgegeben von Dr. E. P. Traß, verlegt bei R. Kiesel, Salzburg. Preis pro Band S 2.—, bzw. Mf. 1.20.

„Die Welt“ bringt Originalarbeiten der hervorragendsten Fachleute, Forscher und Gelehrten aus allen Gebieten der theoretischen und praktischen Naturwissenschaft. Jeder Band ist für sich abgeschlossen, reich illustriert und bestens ausgestattet. So bunt wie die Natur und ihre Erscheinungen, so vielfältig ist der Inhalt der einzelnen Bände, die monatlich erscheinen, und auf die sich jeder Bildungsfreudige abonnieren sollte. Bisher erscheinen:

Bd. 1: Das Leben der Vorzeit und seine Erforschung. Von Univ.-Prof. Dr. O. Abel. 17 Illustr. — Bd. 2: Die Gefahren der Elektrizität. Von Univ.-Prof. Dr. St. Jellinek. 23 Illustr. — Bd. 3: Fahrten um die Erde. Von Univ.-Prof. Dr. F. Z. Schaffer. 28 Illustr. — Bd. 4: Rassen Geschichte der Menschheit. Von Dr. B. Lebzelter. 48 Illustr. — Bd. 5: Gefangene Tiere. Von Univ.-Prof. Dr. D. Antonius, Direktor des Schönbrunner Tiergartens. 29 Illustr. —

Bd. 6: Erdbeben und Feuerberge. Aus der Feder des bedeutenden Vulkanforschers Univ.-Prof. Dr. F. X. Schaffer. 28 Illustr. — Bd. 7: Unbekanntes Nordafrika. Von Dr. Josef Blattl. 22 Illustr. — Bd. 8: Tiere sind krank! Von Tierarzt Dr. Med.-Rat R. Koller. 30 Illustr. — Bd. 9: Das Buch vom Mond. Von Dr. Ing. und Dr. Phil. Rudolf Pozdena. Eine fesselnde Darstellung der innigen Beziehungen, zwischen Mond und menschlicher Kultur sowie des gesamten Wissens um dieses Nachtgestirn, mit zahlreichen Abbildungen.

Einer der Wege zum Wissen ist „Die Welt“, mögen ihn viele beschreiten.

#### Kinderbücher:

**Mal- und Bilderbücher für Kinder.** Alfred Dahn's Verlag, G. m. b. H., Leipzig D. 5.

Mal- und Bilderbücher sind stets dankbare Geschenke für Kinder. Der Alfred-Dahn's-Verlag bietet darin eine große Auswahl, aus der nachstehend einige angeführt seien:

**Der lustige Maler.** Ein humoristisches Malbuch mit Anleitungen zu Zeichenvorübungen in lustigen Versen von Franz Kbsler. — **Das Zeichen- und Malbuch** von Gertrud Caspari. Zeichenvorlagen zum Abzeichnen und Ausmalen. Das unterweisende Vorwort ist ein pädagogisches Meisterstück. — **Mein Skizzenbuch** von Gertrud Caspari mit für die kindliche Auffassung leichtfaßliche Malanleitungen und Farbbeschreibungen. — **Schützenfest in Kagenhausen.** Bilderbuch von Arthur Thiele mit Versen von Albert Sixtus. Eine farbenprichtige, phantastische und humoristische Fabelgeschichte, in der Kagen wie Menschen leben und handeln.

**Im Osterhasenhäuschen.** Eine Osterhasengeschichte von J. Bohatta-Mopurgo. 6 farbige Bilder und handgeschriebene Verslein auf starkem Karton. Geschenk Ausstattung Mk. —.90.

**Familie Braun.** Zehn bunte Bilder mit handgeschriebenen Verslein. Auf dauerhaftem Karton gedruckt, von J. Bohatta-Mopurgo. Geschenk Ausstattung Mk. 1.20.

**In den Wurzelstüben.** Zwölf bunte Bilder mit handgeschriebenen Verslein von J. Bohatta-Mopurgo. Geschenk Ausstattung: Mk. 1.30. Verlag „Artsaera“, Josef Müller, München 13.

Wer dem Grundsatz huldigt: „Für meine Kinder ist das Beste gut genug“, greife nach den Kinderbüchern des Verlages Müller. Hier trinken sie aus reinem Quell. Und die Künstlerin ist wirklich eine Zauberin. Wieviel Humor und Sonne lacht aus diesen Büchlein, über die jedes Kind in hellen Jubel ausbrechen wird.

**Jesus besucht mich.** Ein Festbüchlein zum Tage der ersten hl. Kommunion. Gemalt von Bruder Balduin Reinthaler, O. F. M., geschrieben von Martha Müller. Geschenkband Mk. 2.—. Verlag „Ars sacra“, München 13.

Dem religiösen Empfinden des Kindes wird man hier künstlerisch und ethisch vollkommen gerecht. Der Glanz des frohen Festes leuchtet darin alle Tage. So ist das Büchlein nicht nur eine Gabe für den Tag der ersten hl. Kommunion, sondern für jeden Besuch am Tische Jesu.

#### Zeitschriften:

„Wie werde ich praktischer Innenkollonist?“ heißt die Artikelserie, die in der letzten Folge der illustrierten Monatschrift „Die Scholle“ (jährlich 12 Nummern je 20 Seiten, mit Postversand S 1.60. — Betrag in Briefmarken einsenden!) ihre Fortsetzung findet. Außerdem enthält dieses Heft, das jedem Landwirt, Gartenfreund und Kleintierzüchter bestens empfohlen werden kann, nachstehende Aufsätze: Der Apfelmeltau, eine leider wenig beachtete Krankheit — Viele Blüten, viele Früchte — Selbstherstellung von Spritzmitteln — Schutz nistender Vögel vor

Kagen — Maßnahmen bei Geflügelseuchen — Jungtiersterben der Kaninchen und dessen Ursachen — die Rubriken „Allerlei Winke und Ratschläge“ und „Für die Hausfrau“ sowie einen Arbeitskalender für Feld- und Gartenwirtschaft. „Die Scholle“ kann direkt von der Verwaltung, Wien, 3. Bez., Erdbergerlande 54/XI, bezogen werden.

**Völker-Ethik und nationale Politik,** das sind Fragen, die uns heute bis ins Tiefste beschäftigen. Daß die Welt nicht gedeihen kann, wenn sich nicht alle Völker auf den Standpunkt stellen, daß ein ethisches Wollen die Vorbedingung wirtschaftlichen Gedeihens ist, und daß nur eine echte nationale Politik ihnen dauernden Gewinn im Wettstreit der Völker bringen kann, das ist heute schon geistiges Gemeingut aller vernünftigen Menschen. Im Heft 9 des 10. Jahrganges der Zeitschrift „Der getreue Eckart“ findet sich ein Aufsatz von Dr. Paul Rohrbach, der diese Frage einer ernsten Prüfung unterzieht und zu dem Ergebnis gelangt, daß wir Deutsche in der Beziehung leider noch immer den anderen Völkern nachstehen und eifrig arbeiten müssen, um den Vorsprung einzuholen. Wie schön ist dieses Heft auch sonst! Da ist die famose Novelle „Das schwarze Monokel“ von Mirko Jelusich, die humoristische Legende „Schmalzhäutlein“ von Ernst Scheibelreiter, da ist eine reizvolle Vogelgeschichte „Finkenliebe“ von Martha Roegner mit Bildern des bekannten Malers Leopold Prinz. Auch sonst ist herrlicher Bilder Schmuck in diesem Heft. Wie schön und zart sind die Bilder von Adolf Curry, den Viktor Trautl unter dem Titel „Adolf Curry, ein Musikant der Farbe“ bespricht. Herrliche Lichtbilder schmücken den Aufsatz aus der Feder des bekannten deutschen Kulturführers Eugen Diesel „Naturbild und Kulturlandschaft im Lande der Deutschen“. „Deutsches Heiligtum in Kärnten“ ist ein anderer Aufsatz von Rudolfine Schremmer betitelt, der die Karolingerkirche in Karnburg bespricht und beweist, wie früh schon das Wirken der Germanen auf österreichischem Boden begonnen hat. Dem kommenden Philatelistenkongreß ist ein ausgezeichnete Aufsatz von Ludwig Hefhaimer gewidmet, „Die Briefmarke — ein Kunstwerk“. Eine herrlich schöne Tafel mit den Bildern der schönsten Marken zielt diesen Aufsatz. Famos und lustig wie immer ist der „Jung-Eckart“. — Trotz dieses reichen und gediegenen Inhaltes und der gefälligen Ausstattung beträgt der Bezugspreis für ein Vierteljahr nur S 5.— (Mk. 3.—, tsch. Kr. 25.—). — Lesefreunde, die sich auf unser Blatt beziehen, schickt der Eckart-Verlag Adolf Luser, Wien 5, Spengergasse 43, vollständig kostenlos und unverbindlich ein über 100 Seiten starkes, mit Farb- und Schwarzbildern ausgestattetes Probeheft.

Die nächste Autotour. Wohin? Um diese genutzreich zusammenzustellen, wird Ihnen die neue Autoübersichtskarte von Oesterreich, Maßstab 1:600.000, welche vom Verlag G. Freytag & Berndt, Wien VII., herausgegeben wurde, gute Dienste leisten. Auf einem Blatt wird das ganze Bundesgebiet und darüber hinausgehend bis Brünn, Regensburg, München, Trient, Laibach (Ljubljana) gezeigt.

Reiche Beschriftung, Angabe der Entfernungen bei den Hauptverkehrs- und Verbindungsstraßen, wobei auch Nebenstraßen und wichtige Fahr- und Fußwege eingetragen sind. Eine Nebenkarte von Mitteleuropa zeigt die nach Oesterreich führenden Hauptverkehrsstraßen. Durch harmonische Farbgebung wurde der Karte eine gute Uebersicht gegeben. Der Preis dieser großen Karte beträgt S 3.78. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und größeren Papierhandlungen, als auch direkt vom Verlag. Auch auf die weiter im gleichen Verlag erschienene Autostraßenkarte 1:300.000, 59 Blatt, über ganz Mitteleuropa und den Balkan reichend (Blattpreis S 2.94 und 3.78) sowie die Sonderausgabe Oesterreich, 5 Blatt (je S 2.94), und auf den äußerst praktischen Autoatlas von Oesterreich mit 34 Kartenseiten (geb. S 18.90) wollen wir unsere Leser noch aufmerksam machen.